ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient

und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer**, Dr. **H. Ehelolf** und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

Herausgegeben von

Professor Dr. Walter Wreszinski

INHALT:

Zu der ersten Lieferung des Wörterbuches der ägyptischen Sprache. Von W. Spiegelberg 233

Die Bedeutung Syriens und Kleinasiens für die Ausbildung der christlichen Ikonographie. Von Georg Stuhlfauth 236

Besprechungen . . . . . 243—297

Aly, W.: Geschichte der griechischen Literatur. (F. Zucker) 248

Atharva Veda Sanhita hrsg. von R. Roth u. W. D. Whitney. 2. verb. Aufl., besorgt von M. Lindenau. (O. Schrader) 279

Christian, V.: Die Beziehungen der Nagadakultur in Ägypten zu Vorderasien und zur Ägäis. (A. Scharff) 255

Eitan, I.: A Contribution to Biblical Lexicography. (J. Hempel) 262

Erman, A., u. H. Grapow: Wörterbuch der ägyptischen Sprache. Lief. 1. (W. Spiegelberg) 233

Farmer, H. G.: The Arabian Influence on Musical Theory. (E. Beichert) 273

Florenz, K.: Wörterbuch zur altjapanischen Liedersammlung Kokinshū. (F. M. Trautz) . . . 292

Fortescue, A.: The Uniate Eastern Churches. (N. A. Bees) 254

Giese, Fr.: Türkische Märchen. (R. Hartmann) 269

Greßmann, H.: Die hellenistische Gestirnreligion. (K. Meister) 253

Jerphanion, S. J., G. de: Le rôle de la Syrie et de l'Asie Mineure dans la formation de l'iconographie chrétienne. (G. Stuhlfauth) . . . 236

Joüon, P.: Notes de lexicographie hébraique. (J. Hempel) 262

Kennedy, M. T.: The Chaitanya Movement. (H. v. Glasenapp) 285

Klinghardt, K.: Angora-Konstantinopel. Ringende Gewalten. (R. Hartmann) 278

Kornerup, E.: Nye Japan. (E. Schmitt) . . . 295

Leeuw, G. van der: Einführung in die Phänomenologie der Religion. (H. Leisegang) . 243

Meyer, E.: Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien. (W. Judeich) 246

Münzer, F.: Die politische Vernichtung des Griechentums. (U. Kahrstedt) 245

Ôhasama, Sch.: Zen, der lebendige Buddhismus in Japan. (L. Riess) 293

Oppermann, H.: Zeus Panamaros. (B. Schweitzer) 250

Quibell, A. A.: Egyptian History and Art. (G. Roeder) 254

Richter, J.: Indische Missionsgeschichte. 2. Aufl. (I. W. Hauer) 286

Roth, R., u. W. D. Whitney: Atharva Veda Sanhita. 2. verb. Aufl., besorgt v. M. Lindenau. (O. Schrader) 279

Ruland, W.: Morgenländ. Märchen. (Th. Menzel) 271

Shen-yi u. H. Stadelmann: China und sein Weltprogramm. (F. E. A. Krause) 288

Stutterheim, W.: Rāma-Legenden und Rāma-Reliefs in Indonesien. (J. Charpentier) . 280

Sulzberger, M.: The Status of Labor in Ancient Israel. (G. Beer) 268

Thomas, M. B.: The Biblical Idea of God. (M. Löhr) 268

Un Africain: Manuel de politique musulmane. 2. Aufl. (G. Kampffmeyer) 277

Voskamp, D. C. J.: Chinesische Gegensätze. (E. Hauer) 290

Willing, C.: Hebräisch II. (G. Beer) 266

Mitteilung 297

Zeitschriftenschau: Aarböger for nordisk Oldkyndighed — Aegyptus — Al-Machriq — American Journal of Semitic Languages and Literatures — Annals of Archaeology and Anthropology — L'Anthropologie — Archivio di Storia della Scienza — Bulletin of the Metropol. Mus. of Art — Museum . . 297—302

Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 303—304

Preis halbjährlich Rm. 21 —; für Mitglieder der DMG Rm. 17.50. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften, ebenso Manuskripte, an das betreffende Mitglied der Schriftleitung zu richten.

Es ist zuständig:

für **Semitistik und Turkologie** Prof. Dr. G. **Bergsträßer**, Heidelberg, Erwin-Rohdestr. 10,

für **Keilschriftforschung** Dr. H. **Ehelolf**, Berlin C 2, Am Lustgarten. Neben der Nationalgalerie,

für den **mittl. u. fernen Osten** Prof. Dr. A. v. **Le Coq**, Direkt. b. d. Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120,

für **Allgemeines, Aegyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik** Prof. Dr. W. **Wreszinski**. (Zuschriften an den Verlag erb.; s. Notiz am Kopf der Nr. 1925, 9/10). — Rezensionsexemplare nach Leipzig. Jährlich 12 Nummern.

29. Jahrgang Nr. 4

April 1926

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig

Blumengasse 2.

Soeben erschien:

Nathan Söderblom

Das Werden des Gottesglaubens

Untersuchungen über die Anfänge der Religion

Deutsche Bearbeitung von Prof. Dr. **Rudolf Stübe**

Zweite, neu bearb. Auflage.

In diesem seinem Hauptwerke stellt Söderblom die zentrale Frage der Religionsgeschichte, das geschichtliche Werden der Gottesvorstellung, vom religiösen Leben der Primitiven bis zur Höhe der prophetischen Religionen dar. Ein gewaltiges Material, das von Völkerkunde und Mission, von Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte erbracht ist, wird hier in einem religionsgeschichtlichen Zusammenhang aufgebaut. Von den primitiven Anschauungen von der „Macht" und der „Seele" aus führt die Linie zu den „Urvätern", den „Urhebern" bis zur Gottheit als Willensmacht. Die altchinesische, indische, persische und alttestamentliche Entwicklung werden mit diesen Gedanken durchleuchtet. Kaum ein Gebiet der Religionsgeschichte gibt es, das dieses Buch nicht berücksichtigt, z. B. der christliche Heiligenkult. Gegenüber der 1. Auflage hat die 2. einige Kürzungen erfahren, um das Buch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Sie treffen niemals den gedanklichen Bestand des Werkes, sind aber durch wertvolle neue Beiträge des Verfassers ersetzt.

Preis M. 12.50; geb. M. 14.—

Soeben erschien:

Adolf von Harnack

Die Briefsammlung des Apostels Paulus und die anderen vorkonstantinischen christlichen Briefsammlungen

Sechs Vorlesungen aus der altkirchlichen Literaturgeschichte.

Aus dem Inhalt: Die Sammlung der Paulusbriefe / Die Sammlung der Ignatiusbriefe / Die Sammlung der Briefe des Dionysius von Korinth / Die Sammlung der Briefe des Origenes / Die Sammlung der Briefe Cyprians / Die Sammlung der Briefe des Dionysius von Alexandria.

In diesen Vorlesungen, die der Verfasser im Auftrage des Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung an der Universität Münster als „Gastprofessor" gehalten hat, ist der Versuch gemacht, einen kleinen, aber besonders wichtigen Ausschnitt aus der altchristlichen Literaturgeschichte den Theologie-Studierenden und weiteren Kreisen näher zu bringen und damit das Interesse für diese in den Kompendien verschlossene Literatur zu erwecken. Dabei ist auf die Überlieferungsgeschichte ein besonderes Gewicht gelegt, um zu zeigen, wie unumgänglich sie ist und wie lehrreich.

Preis M. 3.60.

In Kürze erscheint:

Hans Windisch

Johannes und die Synoptiker

Wollte der vierte Evangelist die Synoptiker ergänzen oder ersetzen?

Untersuchungen zum Neuen Testament, Heft 12.

Im allgemeinen nimmt man an, daß Johannes die Synoptiker ergänzen oder berichtigen wollte, oder auch, daß er sie überbieten wollte, im übrigen aber toleriere. Nur wenige Gelehrte (wie Overbeck und Schwarz) schieben ihm die Absicht zu, sie zu ersetzen. Windisch kommt in ausführlicher Untersuchung zu dem Ergebnis, daß von Ergänzungsabsichten keine Rede sein kann und daß wahrscheinlich die Verdrängung der älteren Evangelien Absicht des vierten Evangelisten gewesen ist. Joh. ist ein Evangelium, daß keine Lücken aufweist, das ganz aus sich erklärt werden will. Die ältere Überlieferung wird völlig ignoriert. Die wenigen Stellen, in denen man Anspielungen an sie finden könnte, lassen auch eine andere Erklärung zu. Johannes hat das Evangelium schreiben und alle anderen Schriften und Stoffe, auch die Logien überflüssig machen wollen. Der Verfasser sucht in die Psyche dieses titanischen Verdrängers tiefer einzudringen und kommt zu dem Ergebnis, daß auch hier ein gnostischer Zug in die Erscheinung tritt, daß aber andererseits das Motiv der Verdrängung in der ganzen Evangelienliteratur, in der kanonischen wie in der außerkanonischen, sich geltend gemacht hat. In den beiden Sprüchen Joh. 10, 8 und II. Kor. 5, 16 findet diese Tendenz ihren klassischen Ausdruck.

Preis etwa M. 9.—; geb. etwa M. 11.—.

J. C. HINRICHS'sche BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

XXIX 4 OLZ April 1926

Zu der ersten Lieferung des Wörterbuches der ägyptischen Sprache[1].

Von W. Spiegelberg.

Das Erscheinen der ersten Lieferung des Wörterbuches der ägyptischen Sprache ist ein Ereignis, an dem diese Zeitschrift nicht wortlos vorübergehen darf. Denn wenn dieses epochemachende Werk auch in erster Linie die Ägyptologie angeht, der es ein festes Fundament gibt, so ist doch sein Erscheinen keine innerägyptologische Angelegenheit, sondern für die weitesten Kreise der Sprachforscher von Bedeutung, insbesondere aber für diejenigen, welche sich mit den semitischen und afrikanischen Sprachen beschäftigen. Überliefert ihnen doch die beiden verwandte ägyptische Sprache vielfach die ältesten Formen urverwandter Wörter, ja darüber hinaus hat ein solch umfassendes Wörterbuch größte kulturhistorische Bedeutung. So bin ich der Aufforderung des Herausgebers gern nachgekommen, hier ohne auf Einzelfragen einzugehen mit einigen Worten auf das Lebenswerk unseres Altmeisters Adolf Erman hinzuweisen, der es durch alle Klippen und Hindernisse einer langen, mühseligen, oft stürmischen Fahrt nach 28 Jahren glücklich in den Hafen gesteuert hat.

Ich erinnere mich noch des Kopfschüttelns mancher Ägyptologen, zu denen auch ich gehörte, als im Jahre 1897 auf dem Pariser Orientalistenkongreß zum ersten Male der gigantische Plan eines neuen ägyptischen Wörterbuches von Adolf Erman bekanntgegeben wurde[2]. Nicht daß irgend einer daran gezweifelt hätte, daß der anerkannte Meister der ägyptischen Sprache, der Vater der ägyptischen Grammatik, der einzige Ägyptologe sei, der diese Riesenarbeit leisten könne, aber die Schwierigkeiten schienen so groß, daß mancher sich fragte, ob auch diese beste Kraft sie überwinden könne. Man dachte an andere lexikographische Arbeiten, insbesondere den Thesaurus linguae latinae, dem das neue Unternehmen seine Zettelsammlungsmethode entlehnt hat, und prophezeite gerade durch solchen Hinweis ein Scheitern des Unternehmens. Denn der Thesaurus verfügte über einen Stab von Mitarbeitern, die jederzeit in beliebiger Zahl aus dem großen Kreise der klassischen Philologen ergänzt werden konnten; vor allem aber das Material, aus dem er seinen Wortschatz sammelte, lag so gut wie vollständig und im Wesentlichen in zuverlässigen Textausgaben vor. Dagegen war die Zahl der Ägyptologen klein, die für die Mitarbeit geeignet waren und Zeit dazu hatten oder zu haben glaubten. Das größte Hindernis war aber die Beschaffenheit der damals vorhandenen ägyptischen Textveröffentlichungen, unter denen wenige für eine solche Arbeit brauchbar waren. Alle irgendwie wichtigen Texte mußten, wenn möglich, an den Originalen nachverglichen und die zahlreichen wertvollen Texte, die noch in den freiliegenden Tempeln und Gräbern Ägyptens oder in den Museen ungenutzt lagerten, erst neu aufgenommen werden. Das erforderte viele Reisen der beteiligten Gelehrten und auch — das wird der Kenner der Verhältnisse verstehen — viel diplomatisches Geschick. Dann aber mußte der so gewonnene korrekte Text so sicher übersetzt werden, wie das unter den besonderen Verhältnissen möglich war. Denn die junge Wissenschaft der Agyptologie schritt in dem Zeichen des dies diem docet täglich fort. Neues wurde gefunden, Altes wurde verworfen, und dabei förderte gerade das neue Unternehmen dauernd das Verständnis der Texte. Das verlangte aber die ständige Kontrolle des einen Leiters, dem daraus eine schier übermenschliche Arbeit erwachsen mußte. So war der Zweifel und der Kleinmut der Skeptiker wohl zu verstehen. Aber er hatte nicht mit der ungewöhnlichen Tatkraft des Meisters gerechnet, vor allem nicht damit, daß dieser zwei nur ganz selten in einer Person vereinigte Eigenschaften besaß, einmal die für ein solches Werk notwendige wissenschaftliche Begabung, wohl die vielseitigste, die sich denken läßt, mit der gleichen Beherrschung der Sprache wie der Realien, und eine ebenso große organisatorische, welche die Fahrt nicht ins Uferlose wagte. Auch das Schicksal eines solchen Unternehmens hängt, wie das eines Segelschiffes, von dem Kapitän ab, der die Fahrt nach Wind und Wetter richten muß. Mit voller Fracht wollte das Schiff anfangs in weite Fernen steuern, jeder

1) Erman, Prof. Dr. Adolf, und Prof. Dr. Hermann Grapow: Wörterbuch der ägyptischen Sprache. Im Auftrage der Deutschen Akademien herausgegeben. Erste Lief. Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (IV, 240, 16* S.) 4°. Rm. 17.50.

2) Er ist zum ersten Mal in der ägypt. Zeitschrift XXXV (1897) S. 111 veröffentlicht worden. Über den Fortgang des Unternehmens haben alljährlich die Sitzungsberichte der Berliner Akademie berichtet.

wichtige und irgendwie erreichbare Text sollte „verzettelt“ werden, zu jeder Bedeutung alle Stellen im Wortlaut mitgeteilt oder zitiert werden. Da kam unversehens das Unwetter des Weltkrieges und dann fast noch schlimmer die Windstille der Inflation. Da hat Erman gezeigt, daß auch bei einem Wörterbuch wie in der Politik die „Kunst des Möglichen“ in gefährlichen Lagen geübt werden muß, und daß auch hier das Sprichwort gilt „qui trop embrasse mal étreint“. Er stellte den Kurs auf kürzere Fahrt und warf Ladung aus, glücklicherweise nicht ins Meer, sondern auf ein anderes Schiff, das sie in der mustergiltig geordneten Zettelsammlung des Berliner Wörterbuches in Verwahrung nahm, wo sie heute der Wissenschaft unter Grapows Leitung zur Verfügung steht. So konnte das Schiff glücklich und rechtzeitig das Land erreichen.

Wir können heute nur mit Bewunderung und Dankbarkeit vor dem geglückten Unternehmen stehen. Gewiß hätte mancher manches anders gewünscht, und eine große Lücke weist das Wörterbuch auf, das Fehlen des demotischen Wortschatzes, der doch viele Wörter enthält, die in dem hieroglyphisch-hieratischen Wörterbuch fehlen. Aber der Herausgeber hat zweifellos recht getan, die demotische Literatur auszuschließen und nur gelegentlich demotische Wörter mit heranzuziehen. Ein anderes Verfahren hätte das ganze Unternehmen um Jahre verzögert und damit vielleicht zum Scheitern gebracht. Denn das wichtigste war, daß der Mann bis zum Schluß am Steuer blieb, der die Fahrt gewagt hatte, der das richtige Augenmaß besaß, der sich auch in der „Beschränkung“ als Meister erwiesen und eben dadurch der Ägyptologie schon nach 100jährigem Bestehen ein Werk geschenkt hat, auf das eine viel ältere Disziplin wie das Arabische noch heute vergebens wartet.

So darf die Wissenschaft sich zu dem Beginn des Abschlusses dieses bewundernswürdigen Werkes aufrichtig Glück wünschen und mit herzlicher Dankbarkeit seines Schöpfers denken, aber auch seiner vortrefflichen Mitarbeiter, vor allem Hermann Grapows, der seit mehr als 20 Jahren des Meisters verständnisvoller Mitarbeiter ist, der das endgültige Manuskript des Wörterbuches entworfen und mit Erman und Sethe gemeinsam „auch in den Einzelheiten durchberaten“ hat. Daneben gilt aber der Dank der Wissenschaft auch den zahlreichen andern Mitarbeitern, unter ihnen u. a. den Herren Anthes und Burchardt, welche an der entsagungsvollen Arbeit der Sichtung der $1\frac{1}{2}$ Millionen Zettel gemeinsam mit dem Leiter gearbeitet haben, und ferner den mehr als 30 Gelehrten Europas und Amerikas, unter denen die „Vorbemerkung“ die Herren Breasted, Gardiner, Lange und Sethe nennt, also neben deutschen auch amerikanische und englische Gelehrte. So ist diese Arbeit auch darin vorbildlich, daß sie sich frei von Völkerhaß gehalten hat bis zum Abschluß. Zuletzt hat Herr John D. Rockefeller jun. es durch eine reiche Spende ermöglicht, daß das Werk, das im Anfang der deutsche Kaiser durch namhafte Mittel unterstützt hat und dann die deutschen Akademien und das preußische Kultusministerium auf das Tatkräftigste gefördert haben, zu mäßigem Preise erscheinen kann, und ein dänischer Fachgenosse, Herr Erichsen, hat seine ungewöhnlich klare und saubere Schrift für den Manuldruck zur Verfügung gestellt, und der um die Ägyptologie seit langer Zeit hochverdiente J. C. Hinrichs'sche Verlag hat alles getan, um das Buch auch äußerlich würdig in die Welt ziehen zu lassen. So geht denn ein Meisterwerk seinem Abschluß entgegen, das noch vielen Generationen von Forschern die größten Dienste leisten wird, und das, wenn es eines Tages durch ein anderes ersetzt werden sollte, das durch das neue täglich der Erde entsteigende Material und verfeinerte Methoden einmal notwendig werden könnte (keiner der heutigen Ägyptologen wird das erleben) immer seine historische Bedeutung behalten wird, als ein „Denkmal der Ewigkeit“, wie der alte Ägypter sagen würde, als ein unvergängliches Zeugnis selbstloser Hingabe und methodischer scharfsinniger deutscher Gelehrtenarbeit, das größte Denkmal unter den vielen, die sich Adolf Erman in der engeren und weiteren Wissenschaft errichtet hat.

Die Bedeutung Syriens und Kleinasiens für die Ausbildung der christlichen Ikonographie[1].

Von Georg Stuhlfauth.

Es ist eine nicht mehr bestrittene und nicht zu bestreitende bekannte Tatsache, daß in der Entwicklung der mittelalterlichen Ikonographie der Orient eine hervorragende Bedeutung hat. Aber „der Orient ist weit, und er hat nie, weder geistig noch künstlerisch, jene Einheit gehabt, welche eine oberflächliche Betrachtung in ihm zu entdecken glaubt“. Daher auch der Mißbrauch, den das Wort „byzantinisch“ erfährt, wenn es die Kunst des Orients bezeichnen soll. „In der Architektur des 6. Jahrhunderts zeigt sich für die oberflächlichste Beobachtung eine vollkommene Verschiedenheit zwischen

1) Jerphanion S. J., G. de: Le rôle de la Syrie et de l'Asie Mineure dans la formation de l'iconographie chrétienne. 55 S. (= S. 329—383); 3 Taf., 7 Textabb. = Mélanges de l'Université Saint-Joseph, Beyrouth (Syrie), T. VIII, 1922, fasc. 5.

den byzantinischen Denkmälern und denjenigen Ägyptens, Syriens, Kleinasiens, Mesopotamiens, Armeniens. Ja, in mehreren dieser Länder zeigen uns die erhaltenen Ruinen eine Menge von Lokalschulen. Sollte es in der Ikonographie nicht ebenso sein?" (4).

Mit diesen fest zupackenden Sätzen unternimmt Jerphanion, um Aufklärung zu schaffen, in Anlehnung an das ausgezeichnete Werk Gabriel Millet „Recherches sur l'iconographie de l'Évangile aux XIV^e^, XV^e^ et XVI^e^ siècles, d'après les monuments de Mistra, de la Macédoine et du Mont-Athos (=Bibliothèque des Écoles françaises d'Athènes et de Rome, fascicule 109), Paris, Fortemoing, 1916", und unter Verwertung besonderer eigener Forschungen in Kappadokien die sehr notwendige Aufgabe, für die (christliche) Ikonographie in den Jahrhunderten ihrer reichsten Entfaltung und Ausbildung, d. i. der Zeit vom 5. Jahrhundert bis zur Renaissance, „die Natur jener Einflüsse und die Strömungen zu präzisieren, denen sie entstammen" („préciser la nature de ces influences et les courants dont elles dérivent", 4). Die Wichtigkeit der Sache, nicht minder aber der Wert der von J. gebotenen, ebenso großzügigen als lehrreichen Abhandlung lassen es angezeigt erscheinen, daß wir über den Gang der Darlegungen und die Ergebnisse ausführlicher berichten.

Verfasser gibt zunächst eine Übersicht über die vorhandenen Kunstdenkmäler — Malereien, Mosaiken und bewegliche Gegenstände — des 5.—6. Jhs. aus den einzelnen ostchristlichen Ländern: Syrien, Kleinasien, Ägypten, Palästina, Mesopotamien, Kappadokien, nicht der Zyklen vergessend, die uns nur in Beschreibungen (Choricius von Gaza usw.) überliefert sind. „Ces constatations suffisent à montrer l'importance qu'eurent, au sixième siècle, dans le mouvement artistique, la Syrie et les régions avoisinantes: Palestine, Asie Mineure, Mésopotamie" (7). Keiner hat die Bedeutung dieser Länder lauter verkündet als Joseph Strzygowski. „Le caractère excessif de ses affirmations, n'a pas été sans soulever des protestations. Et M. Diehl, plus d'une fois au cours de son Manuel, a revendiqué les droits de Byzance. Dernièrement la question a été reprise par M. Millet . . ." (7). Und J. ist überzeugt, daß, ungeachtet einiger Vorbehalte in Einzelheiten, Millet's Lösungen, „dans leur ensemble, s'imposeront comme définitives" (8).

Über die von ihm angewandte Methode — „c'est, appliquée dans toute sa rigueur, la méthode comparative qu'a inaugurée Kondakov" (9) — hat M[illet] sich nicht des näheren ausgesprochen. J. holt dieses Versäumnis in einem interessanten, mit erläuternden Beispielen belegten Exkurs nach, um nunmehr, zur Sache selbst kommend, darzulegen, „comment, à la suite de ses analyses, on peut se représenter le développement de l'iconographie chrétienne" (15).

Am Anfang der ikonographischen Vorwürfe findet man zwei Traditionen: die antike, „hellenistische", und die orientalische, jene vornehm, in den Gesten gemessen, in der Komposition zurückhaltend und wohl ausgeglichen, idealistisch; diese durch und durch realistisch. Zu ersterer rechnet M. im 4. und 5. Jahrh. die Sarkophage und einige Elfenbeine, im 6. Jahrh. die Mosaiken von S. Apollinare nuovo in Ravenna, „qui montrent une iconographie plus développée mais conçue dans le même esprit tout antique". Zu letzterer gehören die syrischen Manuskripte in Florenz (Rabbulas), Paris, Etschmiadzin, die Ampullen von Monza, die Weihrauchfässer, der Codex Rossanensis und das Evangelienfragment von Sinope. Einige Vergleichungen — Brotvermehrung in Ravenna (Mosaik) und im Evangelienfragment von Sinope; Christus in Gethsemane in Ravenna (Mosaik) und im Codex Rossanensis — machen den Unterschied deutlich. Ein anderes Charakteristikum der orientalischen Tradition — M. hat es weniger betont, aber es ist wichtig — „ist der Geschmack an den Apokryphen" (18): verständlich, wie J. meint, daraus, daß die apokryphe Literatur im Orient geboren ist, und daß die orientalische Volksseele nach der apokryphen Ausmalung des Lebens Jesu in besonderer Weise verlangt. Die monzeser Ampullen oder die Weihrauchfässer, noch mehr zwei Hauptwerke orientalischer (syrischer) Kunst, die Elfenbeintafeln der Kathedra des Maximian zu Ravenna und die Säulen des Ziboriums in S. Marco zu Venedig, enthalten die Fülle apokrypher Szenen (Protevangelium Jacobi, Pilatusakten).

Ein ikonographisches Thema kann als Einzelbild behandelt sein. Häufiger ist es mit anderen Themen zu einer Folge vereinigt: il est engagé dans un cycle (20). M. hat das erste der vier Bücher seines Werkes dem Studium dieser allgemeinen Zyklen gewidmet, und er sieht dabei einen ständigen Gegensatz zwischen Byzanz und Orient sich offenbaren. „Mehr ins einzelne gehend und abgestufter ist das Studium der sogenannten Sonderzyklen": Christi Geburt, Christi Taufe, Christi Passion, Christi Begräbnis. „Hier ist M. zu ganz neuen Schlußfolgerungen gekommen. Seine Analysen haben ihn überzeugt, daß alle diese Zyklen von einer antiken Illustration des Evangeliums herkommen, bei der das Bild, zur Seite des Textes, eine vollständige und umständliche Erzählung bildete." Nichts davon ist erhalten. Aber M. glaubt, von den späteren Werken ausgehend,

sie, wenigstens zum Teil, wiederherstellen zu können. „Er vermutet, daß diese Illustration ursprünglich im hellenistischen Geschmack konzipiert und im Rotulus, wie für die Josuarolle des Vatikans, ausgeführt wurde... Proben dieser Schöpfung sind uns hauptsächlich durch den Miniaturisten des Gregor von Nazianz in Paris (Paris. Gr. 510) überliefert. . . Später wurde die Fassung verändert und vereinfacht. . .“ (20) „Diese Umarbeitungen vollzogen sich in verschiedenen Ländern unter dem Einfluß der entgegengesetzten Traditionen“. An dem Beispiel der Geschichte des barmherzigen Samariters nach zwei reich illustrierten Tetraevangelien des 11. Jhs., dem Codex Laurent. VI 23 einerseits, dem Codex Paris. Gr. 74 andererseits, zeigt sich, wie jenes, den Mosaiken der Apostelkirche in Konstantinopel sich nähernd, der hellenistischen Tradition (M. nennt sie die Redaktion von Alexandrien) folgt, während das zweite, von der orientalischen Tradition beeinflußt, sich den Mosaiken von Gaza anschließt und uns „die antiochenische Redaktion“ erkennen hilft (21—26).

„Passée la première période, il y a, pour l'art chrétien d'Orient, une époque obscure.“ „Indes selbst jetzt, scheint es, läßt Konstantinopel seinen Geschmack für die zurückhaltende und strenge Schönheit nicht fahren. Besser als der Orient bleibt es in der Linie der hellenistischen Tradition“ (26). Zeugnis dafür sind die reichen Manuskripte des 9. und 10. Jhs., die großen Mosaikwerke aus dem 11. Jh. „Noch mehr: getreu der Lehre seiner Theologen gefällt sich die Kunst Konstantinopels darin, unter dem Bilde einen tiefen Sinn zu suchen. Daher der dogmatische Charakter, welchen damals die Ausschmückung der byzantinischen Kirchen annimmt“ (26).

Der Orient dagegen wahrt den Geschmack an den lang ausgedehnten erzählenden Zyklen mit lebendig wiedergegebenen Episoden. „Aber Syrien, Palästina, Mesopotamien sind unter der muselmanischen Herrschaft für die christliche Kunst schon fast verloren. Kappadokien ist es, welches im 10. Jh. als Erbe der alten orientalischen Traditionen erscheint“ (26 f.). Zwar hat es seine Eigenart und gewisse eigene Motive, die es darstellt und hernach weitergibt. „Nichtsdestoweniger schließt es sich im ganzen durch seine Ikonographie eng an Syrien und Palästina an“ (27). Aus der Fülle der zur Verfügung stehenden Beispiele führt J. nur eines vor: die noch nicht veröffentlichten Deckenmalereien der Kirche Tokal Kilisse in Göreme aus dem 10. Jh. (Tf. I—II, S. 27—40; vgl. übrigens den Abschnitt „Die Doghaliklisse zu Gereme bei Urgüb“ in Hans Rott, Kleinasiatische Denkmäler aus Pisidien, Pamphylien, Kappadokien und Lykien, Leipzig 1908, S. 224 ff.), die mit der „Verkündigung“ beginnen und mit „Pfingsten“ schließen. Die Betrachtung dieses Zyklus ergibt eine wichtige Tatsache: die Einflüsse durchdringen sich. So wie Konstantinopel auch in den Zeiten seiner stärksten Selbständigkeit die Tradition des Orients über sich hat ergehen lassen, hat auch Kappadokien sich der Ausstrahlung der byzantinischen Einflüsse nicht entziehen können. In der ersten Hälfte des 10. Jhs. ist es fast noch ganz unberührt. Aber später, in der zweiten Hälfte des 10. Jhs., offenbaren sich diese Einflüsse wie in der Architektur (Gruppe der Säulenkirchen), so im Dekorationsstil und in der Ikonographie. „Der Unterschied springt in die Augen zwischen den beiden Teilen von Tokal Kilisse. . . Gleichwohl bleibt diese Dekoration durch sehr viele Züge kappadokisch“ (38 f.).

Wie hat die alte (kappadokisch-)orientalische Ikonographie nach außen gewirkt, im Okzident zuerst, sodann in Byzanz und bei den Slaven? Dieser Frage gelten die Schlußausführungen des Verfassers.

Schon lange weiß man, daß der Okzident im hohen Mittelalter beim Orient Anleihen gemacht hat. Es ist M.s Verdienst, die Behauptungen seiner Vorgänger präzisiert zu haben. Er weist nach, daß „die vom Okzident behandelten Themen sich an die Redaktion Antiochiens und an die kappadokische Ikonographie anlehnen, viel mehr als an die Redaktion Konstantinopels“ (40).

„Pour Rome, la chose est facile“ (40): Rom ist vom 6.—9. Jh. überschwemmt von Orientalen kirchlichen Charakters (Klöster von Ciliciern, Palästinensern, Armeniern, nicht von Byzantinern; auf 28 Päpste kommen 606—752 dreizehn griechischer Sprache: zumeist Syrer, einige aus Sizilien oder Unteritalien, sehr wenige „vielleicht“ aus Konstantinopel). Es ist natürlich, daß mit ihnen die ikonographischen Typen der orientalischen Tradition kamen: vgl. die römischen, ohne Frage von Orientalen ausgeführten Dekorationen dieser Epoche (S. Saba, S. Maria Antiqua, S. Maria in Cosmedin, Oratorium Johannes VII., Kapelle des hl. Zeno) und die später nachgeahmten, desgl. ikonographische Einzelheiten und Einzelthemen, von letzteren besonders den Descensus ad inferos.

Durch Vermittlung Roms, aber auch direkt (Pilger, Kaufleute, orientalische Mönche) gelangten die orientalischen Typen zu den karolingischen und ottonischen Miniaturisten. „Dès lors on ne sera pas surpris de voir la *Descente de croix* apparaître, presque en même temps, et sous sa forme la plus simple, en Cappadoce

et dans l'Évangéliaire d'Angers; de retrouver dans le *Codex Egberti* une *Résurrection de la fille de Jaïre* que la description de Choricius et le *Paris.* 74 permettent de restituer à Saint-Serge de Gaza" usf. Entlehnungen lassen sich auch für die byzantinische Tradition feststellen; „mais ils restent toujours moins nombreux" (44).

Mit der Zeit werden die Beziehungen zwischen Orient und Okzident immer enger: Mosaiken Siziliens und in S. Marco zu Venedig, Torcello, Murano usw. Vor allem aber fesselt unsere Aufmerksamkeit die große Bedeutung, welche die alten orientalischen, syrischen oder kappadokischen, Motive in gewissen Werken Italiens einnehmen, in denen eine unabhängige Kunst emporstrebt. „Deux décorations postérieures à l'an mille présentent des cycles qui, à certains égards, peuvent être dits vraiment romains: celle de Sant' Urbano alla Caffarella et celle de Santa Maria in Pallara. Néanmoins on y relève quantité de traits qui trahissent l'influence orientale . . ." (45—47).

„Das 13. Jahrhundert bezeichnet eine neue Periode in der Geschichte der Beziehungen zwischen Orient und Okzident." Gründung des lateinischen Kaiserreiches in Konstantinopel. Hinüberfluten der byzantinischen Maler nach Italien. „C'est alors que l'on voit naître dans la péninsule cette ‚maniera bisantina' qui devait préparer l'éclosion du Trecento . . . Duccio, Giotto, Cavallini ont appliqué un génie original et neuf aux vieux thèmes que leur livrait la ‚maniera bisantina'" (47).

„Um die gleiche Zeit erneuerten auch Byzanz und die Slaven ihre Kunst. Byzanz bleibt unabhängig von Italien. In Mazedonien kann man die Spuren eines sienesischen Einflusses feststellen. Jedoch viel mehr im Stil als in der Ikonographie. Pour cette dernière, les innovations du quatorzième et du quinzième siècle oriental, grec aussi bien que slave, apparaissent à M. Millet comme un retour aux antiques traditions dont les peintres retrouvaient les témoins en de modestes localités, comme celles de Cappadoce, ou dans les manuscrits", die ihrerseits zurückweisen auf ältere Quellen bis zum Zyklus von Gaza oder demjenigen der Apostelkirche in Konstantinopel (48). „Byzantinische Renaissance."

Außerhalb Konstantinopels heben sich zwei Schulen im 14. und 15. Jh. von einander ab: die mazedonische, die sich in Altserbien und Mazedonien entfaltet, von wo aus sie die Russen erreicht, und, „mais faiblement", bis zum Athos und nach Mistra sich bemerkbar macht; die andere, mehr an Konstantinopel sich anlehnend, die im 16. Jh. ihre schönsten Werke kretischen Ikonenmalern verdankt und darum den Namen der kretischen Schule führt. „Mais ses origines, encore obscures, doivent être cherchées beaucoup plus haut et loin de la Crète": vielleicht in den griechischen Ateliers Venedigs. Ihr gehören an die Malereien der Peribleptos in Mistra vom Ausgang des 14. oder Anfang des 15. Jhs. In Konstantinopel hat sie sicherlich geblüht unter Manuel Paläologus und sich hier durchtränkt mit dem byzantinischen Geiste, welchen sie dann in die Klöster Thessaliens, auf den Athos und von da nach Rußland getragen hat. „Partout elle supplante l'école Macédonienne" (50). Folgt die mazedonische Schule der orientalischen Tradition mit leichtem Zufluß italienischer Anregungen, so ist für die konstantinopolitanisch-kretische Schule charakteristisch, daß sie sich auswirkt im Einzelbild, charakteristischer noch ihre Anlehnung an das byzantinische Ideal der Vornehmheit und der Distinktion (50 f.). „In ihrer Ikonographie aber hängt auch sie ab vom Orient." Ihre Quellen liegen für Mistra in Palästina, für den Athos über mancherlei Umwege in Kappadokien (51).

Der hier von Millet-Jerphanion gezeichnete Gesamtaufriß der geschichtlichen Bedeutung Syriens und Kleinasiens in der Bildung der christlichen Ikonographie wird im wesentlichen bestehen bleiben, auch wenn das Gefüge im einzelnen noch mancherlei Verschiebungen sollte erfahren müssen.

Solcher Punkte, die eine andersartige Beurteilung zu erheischen scheinen, oder über die das letzte Wort noch nicht gesprochen ist, nenne ich, um einige wenige herauszuheben, folgende:

1. J. hat recht, wenn er zum Eingang seiner Abhandlung (3 Anm. 1) denjenigen entgegentritt, die die Entstehung der christlichen Kunst voll und ganz dem Orient zusprechen. Wenn er nun aber seinerseits geneigt ist, ihren Geburtsort ausschließlich in Rom anzunehmen, so ist zwar richtig, daß die ältesten Schöpfungen der frühchristlichen Kunst „nous ont révélés par Rome, qu'ils s'y montrent durant trois siècles, non pas d'une façon discontinue, mais s'enchaînant dans un ensemble organique dont nous pouvons suivre le développement." Allein sollte nicht trotzdem auch der Orient — Ägypten (Alexandrien), Kleinasien — an der Gestaltung der urchristlichen Kunst seinen Anteil gehabt haben?

2. „Un autre caractère de la tradition orientale . . . c'est le goût pour les apocryphes" (s. o. S. 238). Man muß demgegenüber doch fragen, ob nicht die hellenistisch-abendländische Kunsttradition den Geschmack an den Apokryphen mit der orientalischen in einem Maße teilt, daß der Satz, jener Geschmack sei für diese ein besonderes Charakteristikum, stark eingeschränkt werden muß. Vgl. hierzu u. a. mein Buch „Die apokryphen Petrusgeschichten in der altchristlichen Kunst", Berlin und Leipzig 1925. Diese Feststellung ändert nichts an der Tatsache, daß die apokryphe Literatur als solche im Osten ihre Heimat hat.

3. J. bezieht die Beschreibung des Nikolaos Mesarites ohne weiteres auf die Apostelkirche Justinians (4 f.) und übersieht völlig die sehr wichtige Kontroverse Heisenberg-Bees über Eulalios, s. die Verweise in den unter 2 genannten „Petrusgeschichten" S. 17.

4. Die Kathedra des Maximian bzw. die sie schmükkenden Elfenbeinschnitzereien nehmen M.-J. als ein Werk Syriens an (6, 18). Ich halte sie für ägyptisch.

5. Sind die Säulen des Ziboriums in S. Marco zu Venedig ein Werk des 6.—7. Jhs. (18, 43), d. h. noch altchristlich? Ihre syrische Herkunft bezweifle auch ich nicht; dagegen kann ich sie mir ikonographisch erst im Mittelalter, d. h. nicht vor dem 9. Jh. entstanden denken.

6. Wird man die Mosaiken von S. Apollinare nuovo in Ravenna schlechtweg der antik-hellenistischen Tradition zuweisen können (16), oder steckt in ihnen nicht wenigstens auch ein gut Teil der orientalischen Tradition?

Besprechungen.

Leeuw, G. van der: Einführung in die Phänomenologie der Religion. München: Ernst Reinhardt 1925. (161 S.) 8° = Christentum und Fremdreligionen, hrsg. von F. Heiler Bd. 1. Rm. 3.50, geb. Rm. 4.50. Bespr. von Hans Leisegang, Leipzig.

Das Wertvolle des Buches liegt nicht in den jedem Religionswissenschaftler bekannten Stoffen, die es behandelt, sondern in seiner Methode. Die Religionsphänomenologie will im Unterschied von Religionsgeschichte, -philosophie und -psychologie das Wesen der Gegenstände des religiösen Lebens beschreiben, sagen, was Götter, Heilige, Engel, was Magie, Kultur, Mystik sind, und dazu anleiten, diese Phänomene zu „verstehen", ohne dabei zu werten, „gutzuheißen oder zu verwerfen". Daß trotzdem das ganze leicht und fesselnd geschriebene Buch von versteckten und oft auch klar formulierten Werturteilen durchzogen ist, sagt nichts gegen die Fruchtbarkeit der Methode selbst, es zeugt nur davon, daß ihre Anwendung dem Vertreter einer bestimmten Religionsform umso schwerer wird, je mehr er selbst eine religiöse Persönlichkeit ist. Die hier geübte Beschränkung auf die primitiven Erscheinungsformen des Religiösen, auf Mana, Fetischismus, Naturismus, Animismus usw., die aus Raum, Zeit und Kulturmilieu herausgelöst und nach inneren Merkmalen sachlich geordnet werden, so daß der Leser ständig über alle Erdteile und von einer Kultur in die andere zu springen hat, erleichtern die methodische Durchführung, die erst in dem höher greifenden letzten Teil über die „Richtungen religiöser Gedanken" auf das eigentliche Problem stößt. Richtig sieht der Verfasser, daß mit der Aburteilung der religiösen Denkformen als „primitive", „archaische" oder „vorwissenschaftliche" Logik nichts anzufangen ist, da diese heute noch neben der wissenschaftlich-rationalen Denktechnik weithin und überall da lebendig sind, wo noch Religion ist. Die Erforschung des religiösen Denkens in seiner Selbständigkeit bleibt die Aufgabe der Religionswissenschaft, wenn es ihr überhaupt daran liegt, zum tieferen „Verstehen" der religiösen Phänomene vorzudringen. Mit allgemeinen, meist psychologisch gedeuteten Beobachtungen, so wie sie L. im Anschluß an Jasper, Lévy-Brühl, Cassirer und Oldenberg bringt, ist nicht viel getan. Es gilt, erst einmal festen Boden unter den Füßen zu gewinnen und einzelne religiöse Texte auf ihre eigengesetzliche logische Struktur zu untersuchen, so wie ich es vorläufig in meinem „Apostel Paulus als Denker" getan habe und bald weiter fortsetzen werde, mit dem Ziele, die Regeln und Gesetze des nichtwissenschaftlichen Denkens ebenso exakt zu formulieren, wie es Aristoteles auf dem Gebiete des rationalen Denkens getan hat. Skeptisch schreibt L. zum Schluß: „Der Logik sowohl wie der Prälogik volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und so zu einer harmonischen Synthese zu gelangen — das ist die beneidenswerte Aufgabe des Theologen von heute. Sie scheint unmöglich?" Nein, sie ist nicht unmöglich, wenn das, was hier „Prälogik" heißt, erst wieder in seiner nicht psychologischen, sondern logischen Gesetzmäßigkeit eigener Art erfaßt ist und nicht nur nachgefühlt, sondern nachgedacht werden kann, eine Aufgabe, die schon Hegel sah, als er die rational-wissenschaftliche Logik als viel zu arm für die Erfassung des ganzen Geisteslebens kritisierte: „Die Vergleichung der Gestalten, zu denen sich der Geist der praktischen und der religiösen Welt und der Geist der Wissenschaft in jeder Art reellen und ideellen Bewußtseins emporgehoben hat, mit der Gestalt, in der sich die Logik, sein Bewußtsein über sein reines Wesen, befindet, zeigt einen zu großen Unterschied, als daß es nicht der oberflächlichsten Betrachtung sogleich auffallen sollte, daß dies letztere Bewußtsein den ersteren Erhebungen durchaus unangemessen und ihrer unwürdig ist" (Wiss. d. Logik I, Einl.). Hegel war bereits die Synthese zwischen religiösem und wissenschaftlichem Denken gelungen. Wer das dornenvolle Studium der großen Logik Hegels nicht scheut, wird finden, daß Cassirers Gedanke, jedes Kulturgebiet (Religion, Sprache, Kunst, Geschichte) habe seine eigene Logik, zuerst von Hegel gedacht und zugleich in seinen weltanschaulichen Konsequenzen verfolgt worden ist. Die heute als neue Wissenschaft auftretende „Phänomenologie der Religion" lag schon einmal in Hegels „Phänomenologie des Geistes", die alle Gebiete des Bewußtseins umfaßte, mit beschlossen. Sie wird in großem Stile erst wieder möglich sein, wenn wir, um zu erfahren, was religiöses Denken ist, unsere Zuflucht nicht mehr zu Indianern und Zulukaffern, zu mana und tabu, zu nehmen brauchen.

Münzer, Friedrich: Die politische Vernichtung des Griechentums. Leipzig: Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung 1925. (69 S.) = Erbe der Alten, Reihe II, Heft 9. Bespr. von U. Kahrstedt, Göttingen.

Als ich im vergangenen Sommer hier in Göttingen über den „Zusammenbruch des antiken Staatensystems" gesprochen hatte (jetzt veröffentlicht in „Vergangenheit u. Gegenwart"), und die ungeheure technische und geistige Kultur des Hellenismus zeichnete, dann die Einkreisung Makedoniens, das Hineinzerren der westlichen überseeischen Republik zur Vernichtung des makedonischen Staates und daran die Vernichtung und Aussaugung der hellenischen Welt durch Rom, den erwachenden Orient und den Bolschewismus anschloß, fragte mich ein Vertreter der Neueren Geschichte, ob ich denn das auch wirklich glaube, oder ob das nur die künstlerische Freude an einer geistvollen Parallele sei. Ich habe schon wiederholt beobachtet, daß auch andere Vertreter der Alten Geschichte durch die schauerliche Genauigkeit der Parallele zwischen dem Niedergang des Hellenismus und dem eigenen Erleben alarmiert worden sind, ich freue mich aber ganz besonders, hier die kleine Schrift von Münzer, ebenfalls eine Reihe von Vorträgen, anzeigen zu können. Der eigentliche Kern ist die eingangs angegebene Reihe von Vorgängen; nur daß hier die politische Vorgeschichte als gleichberechtigter Teil aufgenommen ist. Und überall kann man nur freudig zustimmen: die Kernfrage der Beurteilung der Geschichte des Ostens nach 338 ist die nach der Nationalität der Makedonen, die M. mit Beloch, Hoffmann u. a. ganz glatt als Griechen behandelt, m. E. das einzig Mögliche. Die gewaltige Entwicklung des dritten Jahrhunderts wird skizziert (ich hätte hier gerade einem modernen Publikum die Entwicklung der Technik, des Verkehrs usw. nahe gebracht), die Eigenbrödelei der griechischen Poleis, ihre Unfähigkeit, sich einer großen Monarchie innerlich und dauernd einzufügen — bis es zu spät war.

Und dann folgt die Geschichte des politischen Zusammenbruchs: wie die Westgriechen nach langem eigenen Wirken zwischen den Mächten des Westens zerrieben im Schlunde des römischen Reiches verschwinden, wie dann das ungeheure Ringen des hannibalischen Krieges das Interesse des Ostens absorbiert, wie Philipp V. erkennt, daß es um die Grundlagen aller Kultur, Gleichgewicht der Mächte oder nivellierende Weltherrschaft Roms, geht, wie dann endlich Rom im Osten eingreift, mit dem Programm, die armen Griechen von der makedonischen Herrschaft zu befreien, wie das Hellenentum i. J. 196 wirklich am Ende aller Leiden, am Anfang einer neuen Periode von ewigem Frieden und Völkerversöhnung zu stehen glaubt. Und dann die große Enttäuschung, die Entdeckung, daß die Reibungsflächen sich vermehrt statt vermindert haben, daß alle schönen Worte nichts helfen, das Rom, das selber aus den Händeln der damaligen alten Welt gern hinaus will, immer wieder hineingezerrt wird, im Antiochoskrieg und in der ganzen nächsten Generation bis zum Versinken der ganzen hellenistischen Welt im Elend nach Pydna.

Ich könnte fast von jeder der 69 Seiten dieser Schrift einen oder ein paar Sätze in extenso zitieren und hinzusetzen, das sei die beste und treffenste Formulierung, die ich für diese Dinge je gefunden hätte; es ist richtiger, die Leser gerade dieser Zeitschrift, denen fachlich das dargestellte Gebiet ferner liegen mag, recht nachdrücklich zur Lektüre aufzufordern. Natürlich, es gibt einzelne Dinge, wo ich manches anders noch lieber sehen würde; aber das ist bei dem Zweck der Schrift ganz gleichgültig: ich würde, wie gesagt, die wissenschaftliche und technische Kultur, die erreicht war, schildern, um zu zeigen, welch ungeheure Chancen die römische Weltherrschaft vernichtet hat, daß die Menschheit dicht daran war, ohne den neuen Umweg durch das europäische Mittelalter, sozusagen vom 3. Jhdt. v. Chr. in das 19. n. Chr. einzugehen; ich würde stärker betonen, daß Makedonien eingekreist wurde, weil es der einzige noch wirklich monarchische Staat zwischen den Kabinettsregierungen im Osten war, daß es verschrien wurde, weil es noch ein Volksheer hatte statt der Söldner der Anderen. Ich würde auch das römische Freiheitsprogramm, das wir Liv. 37, 37, 7 haben, zitieren; jede Silbe ist hochaktuell; ich würde meinetwegen auch noch betonen, wie die ganze Welt auf Bestellung sich entrüstete, weil Makedonien endlich den Einkreisungsmächten ans Leben ging und dazu die Neutralität von Abydos verletzte. Bei der Darstellung des Zusammenbruchs ließe sich manches Wirtschaftliche noch plastischer fassen: das Nachgeben der Währungen, die Bolschewisierung von Kleinasien, Makedonien, Sizilien, überhaupt der Tod des Hellenismus zwischen dem italischen Hochkapitalismus und dem erwachenden Orient — aber genug, es soll nicht der Eindruck erweckt werden, als ob eine lange Reihe von Ausstellungen zu machen wäre; nichts liegt mir ferner.

Meyer, Dr. Ernst: Die Grenzen der hellenistischen Staaten in Kleinasien. Mit 5 Karten. Zürich: Orell Füssli 1925. (XVI, 186 S.) gr. 8°. Rm. 12.80; geb. 16 —. Bespr. von W. Judeich, Jena.

Die von dem Verf. gewählte Aufgabe, ein Bild der territorialen Verhältnisse Kleinasiens

in der hellenistischen Zeit zu zeichnen, war bei dem Stande unserer Überlieferung keine einfache und nur innerhalb bestimmter Grenzen lösbar. Aber es ist erfreulich, daß er sie in Angriff genommen und mit Fleiß und Energie das weitverstreute Material bewältigt hat. Wenn das Buch auch selbst für den Eingeweihten nicht leicht zu lesen ist, gibt es doch im ganzen eine wertvolle Grundlage für die weitere Forschung und füllt in der Tat eine Lücke aus.

Meyer beginnt in seinem ersten Abschnitt „Die Reiche der Diadochen" mit der Schilderung der Zustände Kleinasiens unter Alexander d. Gr., für die schon eine Reihe tüchtiger Arbeiten vorlagen, bespricht demnach die Verteilung der Satrapien bis zu dem entscheidenden Vertrage von Triparadeisos (321), ferner das Reich des Antigonos und die Diadochenkämpfe nach seinem Tode (301). Der Schwerpunkt der Arbeit liegt aber in dem zweiten Abschnitt „das Staatensystem des dritten Jahrhunderts bis zum Frieden von Apamea" (190). Hier werden in geographischer Folge von Süden nach Norden die Machtverhältnisse der verschiedenen Konkurrenten für die Herrschaft innerhalb Kleinasiens erörtert. Die Parteinahme der einzelnen Griechenstädte für den einen oder den anderen wird bestimmt. Nach Möglichkeit sucht M. auch die Stadtgebiete festzulegen und abzugrenzen, ein oft nicht genügend beachteter Gesichtspunkt. Auf die staatsrechtlichen Beziehungen der Städte zu ihren Oberherrn, die für einen Teil der hellenistischen Zeit mein Schüler Kurt Bier in einer nicht gedruckten Dissertation über „die politische Stellung der kleinasiatischen Griechen unter den Diadochen" 1923 zu klären versucht hat, geht M. seinem Thema gemäß nicht näher ein. Es folgen endlich ein Anhang über „Kleinasien nach dem Frieden von Apamen", ein Exkurs über die ältesten pontischen Könige, ein sorgfältiger Index und eine Anzahl Spezialkarten für die Veranschaulichung der Stadtgebiete und der Einflußgrenzen.

Die zahlreichen Kriege und Verwickelungen der Zeit werden gestreift, auch einzelne Streitfragen scharfsinnig erörtert. Ein reicher Inhalt, vielleicht in mancher Beziehung zu reich, denn wenn der Verf. sich mehr auf die tatsächlichen Feststellungen beschränkt hätte, wären manche seiner Ergebnisse schärfer herausgekommen. Man wünscht öfters mehr Zusammenfassungen, wie sie eigentlich nur für die ionischen Städte und namentlich in dem Schlußkapitel für das Seleukidenreich vorliegen. Auf der anderen Seite ließen sich natürlich die Fragen nicht ganz ausschalten. Im Eingang des Anhangs bespricht der Verf. die vielerörterte Bedingung des 190 zwischen Rom und Antiochos III geschlossenen Friedens über die Westgrenze des syrischen Reiches. Hier haben Viereck (Klio IX 371 ff.) und Cardinali (ebd. X 249 ff.) durchaus richtig gegen Th. Mommsen die Auffassung verteidigt, daß Halysfluß und Taurosgebirge als Grenzpunkte angesetzt worden seien, wie es die Überlieferung des Altertums übereinstimmend behauptet. M. sucht in etwas veränderter Form Mommsens Gedanken wiederaufzunehmen, weil der Halys nie die Grenze zwischen Rom und Syrien hätte bilden können, übersieht aber dabei, daß für das Jahr 190 unsere Kenntnis der Territorialgrenzen Kleinasiens im einzelnen viel zu gering ist, um daraus einen entscheidenden Grund herleiten zu können.

Die Karten hat der Verf. selbst entworfen; sie sind für die Einzelheiten auch nützlich, aber durch den ganz verschiedenen Maßstab für die Vergleichung wenig geeignet. Besser und kaum kostspieliger wäre es gewesen, wenn er eine Übersichtskarte Kleinasiens mit den wechselnden Einflußsphären und eine Anzahl kleiner, deutlich gezeichneter Spezialpläne gegeben hätte. Das Verdienst und der Wert der Arbeit im ganzen werden aber durch diese Ausstellungen in keiner Weise beeinträchtigt.

Aly, Wolf: Geschichte der griechischen Literatur. Bielefeld: Velhagen und Klasing 1925. (XVII, 418 S.) gr. 8°. = Die Handbibliothek des Philologen. Sammlung wissenschaftlicher Handbücher für das Studium der alten und neueren Sprachen. Rm. 8.—; geb. 9.—. Bespr. von F. Zucker, Jena.

Eine Geschichte der Literatur im strengen Sinne des Wortes, nicht eine Geschichte der Literaten will das Buch sein, das das griechische Schrifttum von den Anfängen bis zum Tod Kaiser Konstantins umfaßt. Woran es liegt, daß das vom Verf. selbst ausdrücklich so bezeichnete Ziel, im ganzen gesehen, nicht erreicht ist, wie trotz der ausgesprochenen Absicht, kein Handbuch zu schreiben, die „Geschichte der Literatur" durch viel Handbuchmässiges beeinträchtigt wird, hat K. Latte, DLZ 1925 Sp. 910—13 ausgeführt. Ich brauche seine Begründung, der ich mich anschließen zu müssen glaube, nicht zu wiederholen und setze für das Folgende ihre Kenntnis voraus.

Zunächst ist es mir ein Bedürfnis, nachdrücklich hervorzuheben, daß energisches Durchdenken, gescheite, selbständige und lebhafte Auffassung an der Arbeit gewesen sind, den ungeheuren Stoff zu bemeistern. Über die Gebiete hinaus, in denen der Verf. nach Ausweis seiner früheren Publikationen von vornherein gründlich zuhause war, hat er sich bemüht, auf eigenen Wegen in die Gesamtentwicklung und in viele Einzelerscheinungen einzudringen,

und treffende, interessante, anregende, belebende Bemerkungen begegnen in nicht geringer Zahl.

Freilich fordert die literarische Beurteilung häufiger, als man angesichts dieser sich immer wieder erweisenden Qualifikation erwarten sollte, zu entschiedenem Widerspruch heraus, zu einem Widerspruch, der durchaus nicht etwa zum größeren Teil im Bereich mehr persönlicher Geschmacksurteile liegt; es genüge beispielshalber auf das über Sophokles' Elektra (S. 103 f.) und Euripides' Troerinnen (S. 116) Gesagte zu verweisen oder auf die gänzlich unbefriedigende Behandlung des Kallimachos (S. 235 ff.) oder auf die Zensur des Ἐπιτάφιος Ἀδώνιδος von Bion von Smyrna: „niedlich, mehr nicht" (S. 282). Merkwürdiger aber ist angesichts der, wie ich wiederhole, immer wieder sich erweisenden Qualifikation, daß sich kaum eine literarische Würdigung findet, die als Ganzes wirklich Eindruck macht, daß die großen Erscheinungen — man vergleiche z. B. die Abschnitte über die drei Tragiker und über Thukydides — etwas matt herauskommen. Gerade im Hinblick auf den Leserkreis, für den das Buch doch wohl hauptsächlich bestimmt ist, wird man es bedauern, daß es dem Verf., dem keineswegs der Sinn für das Überragende oder Wärme der Empfindung fehlt, nicht gelungen ist, die großen Gestalten zu voller Wirkung erstehen zu lassen. Bei den Tragikern mag der Grund z. T. darin zu suchen sein, daß durch die verhältnismäßig ausführliche Behandlung der einzelnen Dramen die Züge des Gesamtbildes verzettelt sind. Im übrigen scheint, ohne daß es dem Verf. zu Bewußtsein kam, sein Hauptziel, das griechische Kunstwollen als solches in seinen verschiedenen Phasen und in der Mannigfaltigkeit seiner Äußerungen aus „wertfreiem Verstehen" zur Darstellung zu bringen, in der bezeichneten Richtung Einfluß geübt zu haben.

Nicht nur der Vorführung der großen Erscheinungen, sondern auch der Darstellung der literarischen Strömungen und der Gattungen gilt ein Bedenken anderer Art. Das sichtliche Bestreben des Verf., möglichst viel Eigenes zu geben und das Bekannte möglichst in eigener Form und Gruppierung vorzutragen, scheint einen Teil der Schuld daran zu haben, daß sehr häufig wesentliche Momente fehlen. Jeder Vernünftige weiß, wenn gegenüber einer Zusammenfassung von der Art und dem Ausmaß der vorliegenden die Forderung größerer Vollständigkeit erhoben wird, daß nicht die Meinung sein kann, Desiderata zu präsentieren, deren Liste bei jedem Beurteiler anders ausfallen würde. Gerade wieder im Hinblick auf den eigentlichen Leserkreis des Buches, und gerade im Hinblick auf die Absicht des Verf. (S. VII): „Wer ein Stück griechischen Schrifttums in die Hand bekommt, soll in diesem Buche finden, wie er ihm nahe kommen kann", wird man wohl auf möglichste Vollständigkeit der wesentlichsten Momente Wert legen dürfen. Wenn ich mich nicht etwa über den Zweck des Buches im Irrtum befinde, so scheint mir, daß vielerorts Dinge fehlen, die nicht wohl entbehrt werden können. Um nur einiges und zwar Verschiedenartiges herauszugreifen: bei der Darstellung des homerischen Stiles ist von der Bedeutung der symmetrischen Komposition nichts gesagt; in den Erörterungen über die Tragödie ist die Entwicklung des Dramatischen ganz beiseite gelassen, Sophokles überragende dramatische Begabung, die Einstellung seiner Technik auf dramatische Wirkung nicht gewürdigt, bei der alten Komödie bleibt die Typik der Motive unberücksichtigt. Daß der Verf., der mit vollem Recht so großes Gewicht auf die „Sehform" legt, die für die hellenistische Dichtung so charakteristische Form des 2., 5. und 6. Hymnus des Kallimachos (dieselbe Callim. fr. 116 Schn. u. a. m.) nur eben streift, mit einer jedenfalls für nicht Unterrichtete kaum verständlichen Andeutung (S. 237), ist besonders auffallend.

Vielleicht darf eine Bemerkung über den Stil des Buches den Schluß machen. Verf. hat sich bemüht, ein lesbares Buch zu schreiben. Nicht selten möchte man wünschen, daß der Ton etwas höher gegriffen wäre, und häufiger, als man es auch einem Werk dieses Umfangs gerne nachsieht, haben sich starke Nachlässigkeiten des Ausdrucks eingeschlichen. Mit dem Wort „barock" wird mehrfach Mißbrauch getrieben.

Oppermann, Hans: Zeus Panamaros. Gießen: Alfred Töpelmann 1924. (VIII, 94 S.) gr. 8° = Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten. XIX. Bd. 3. Heft. Rm. 2.50. Bespr. von B. Schweitzer, Königsberg, Pr.

Untersuchungen, die wie die vorliegende unter Ausnutzung des gesamten Quellenmaterials einer an unmittelbaren und eindeutigen Zeugnissen religiösen Lebens reichen und historisch hellen Zeit die Formen bedeutender Lokalkulte festzustellen und ihre Wandlungen zu verfolgen suchen, können gar nicht genug angestellt werden. Die Erforschung der griechischen Religion und Mythologie würde hierdurch einen neuen Standpunkt für die Kritik ihrer bisherigen Ergebnisse, ihren Standpunkt für einen neuen Aufbau der Religionsgeschichte gewinnen. Denn der an den Ort gebundene und von Ort zu Ort verschiedene Gottesdienst bildete bis in die spätere Antike hinein den ausschließlichen Krystallisationspunkt religiösen Denkens und religiöser Betätigung. Seine Schicksale bestimmten die Geschichte der religiösen Vorstellungen und Mythen sehr wesentlich mit. Und eine so erreichte Kultgeographie der antiken Welt würde in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und in dem überall zu beobachtenden Übereinander der historischen Schichten die wichtigsten Triebkräfte der Entwicklung und die

natürlichen Mittelpunkte der Religionsausbreitung und -Assimilation aufdecken. Am lohnendsten gestaltet sich die Vorarbeit, wo sie sich wie in Karien einem uralten Kulturboden von bewegter Geschichte zuwendet.

Das Bild, das der Verf. hauptsächlich auf Grund von Inschriften undMünzen hellenistischer und römischer Zeit mit scharfsinniger und stets überzeugender Kritik entwirft, ist in den Hauptzügen etwa folgendes: Der ursprüngliche Name ist Ζεὺς Πανάμαρος. Die daneben begegnenden Formen Πανήμερος und Πανημέριος sind Erzeugnisse später Volksetymologie mit deutlicher Beziehung auf die Lichtnatur des Gottes. Der Name ist nicht zu trennen von dem Orte Πανάμαρα bei Stratonikeia und karischen Ursprungs. Durch die Bezeichnung Ζεὺς Κάριος, die nach der Gründung der griechisch-makedonischen Kolonie eine zeitlang üblich war, wird der ungriechische Charakter des Gottes ausdrücklich bestätigt. Er ist Mittelpunkt eines aus mehreren Dörfern zusammengeschlossenen Kultverbandes, des κοινὸν τὸ Πανα(μ)αρέων, das in eigentümlicher Weise sakrale und politische Ziele, Kompetenzen und Verfassungsformen miteinander verbindet: sicherlich eine uralte karische, vielleicht sogar allgemein kleinasiatische Erscheinung, da Verf. noch eine ganze Reihe ähnlich organisierter karischer Bünde namhaft macht. (Das ist eine bemerkenswerte Feststellung. Denn an den ältesten Kultstätten des festländischen Griechenlandes, das in vorgriechischer Zeit eng mit Kleinasien verbunden war, scheinen noch, ohne daß dies hier näher ausgeführt werden könnte, Reste einer ähnlichen Kultverfassung zu Tage zu stehen, und Delphi und die Amphiktyonen zeigen diese Form ins Große gesteigert.) Das Koinon von Panamara bildete denn auch im 2. und 1. Jh. vor Chr. eine politische Einheit und war als solche Gegenstand der rhodischen und römischen Politik.

Von den festlichen Begehungen fanden zwei, die Κομύρια und die Ἥραια, in Panamara, eines, die Πανα(μ)άρεια, in Stratonikeia statt. Der Name Komyrion für das Heiligtum, Komyria für das Fest ist wiederum karisch. Mysterien mit heiligen Mahlen und Weingenuß, zu denen nur Männer zugelassen sind, bilden den Kern. Daneben her gehen während des ganzen Jahres Haarweihen, die der Verf. mit Hilfe arabischer Parallelen glücklich aus dem Wunsche des Weihenden herleitet, eine dauernde Verbindung mit der Gottheit zu knüpfen. Wie die Frauen von den Komyrien, so waren die Männer von der Hauptfeier der Heräen ausgeschlossen. Über sie ist nichts bekannt, und man entschließt sich nur schwer, mit dem Verf. den Gedanken an Mysterien zu verbannen. Komyrien und Heraeen wurden abwechselnd alle zwei Jahre gefeiert und hatten getrennte, jeweils das Festjahr amtierende Priesterschaft. Die jährlich gefeierten Panamareen, nach des Verf. Urteil nicht älter als Sulla, sind das glänzendste Fest von Stratonikeia. Der Gott, in feierlicher Prozession auf einem Pferde eingeholt, beehrt die Stadt mit seinem Besuch und nimmt im Rathause Wohnung, wo ihm Rinder geopfert werden. Ölverteilung, öffentliche Speisung, gymnische und musische Agone schließen sich an. Die Priester wechselten jährlich durch Epangelie.

Der Verf. glaubt, daß Zeus Panamaros und Hera Teleia sich in mannigfacher Wandlung aus einem alten asiatischen Götterpaar, der großen Mutter und Attis-Papas herausentwickelt haben und zieht hierfür auch die hettitischen Götter auf den Reliefs von Jazyly-kaja heran. Spuren eines ἱερὸς γάμος, wie sie dann vorhanden sein müßten, scheinen jedoch zu fehlen. Trotzdem läßt sich diese Vermutung noch gegen die Zweifel K. Lattes (Phil. Wochenschr. 1925, 336) durch weitere Gründe stützen. Da das Problem von allgemeiner Bedeutung ist, darf es hier noch kurz behandelt werden.

In Kleinasien und Griechenland fehlt es nicht an Überresten vorgriechischer Religionsübung, welche die Feier des ἱερὸς γάμος in groben Umrissen erkennen lassen: jährlich einmal wird der männliche Gott, entweder sein Idol oder sein wichtigstes Attribut — oft die Doppelaxt —, in feierlichem Zuge nach dem Sitz der großen Erdgöttin gebracht, um dort die Vereinigung mit ihr zu feiern; ein einfacher Fruchtbarkeitsritus. Die Zeremonie selbst hat sich am deutlichsten erhalten in dem jährlichen Zug der von Doppelaxtträgern geführten Pythaïsten von Athen nach Delphi, der in klassischer Zeit nicht mehr verstanden einstens die Vermählung des Zeus Astrapaios mit der Erdgöttin von Delphi bedeutete. Im Osten, auf halbgriechischem Boden ist mehr davon übrig geblieben. Eine Votivstele in Smyrna (Schweitzer, Herakles Abb. 6) und ein pompejanisches Gemälde (Bull. archeol. Ital. N. F. I Taf. 4) stellen den Besuch des Gottes bei der Erdmutter bzw. Semele-Isis-Tyche dar. Der Gott ist entsprechend seiner untergeordneten Bedeutung kleiner gebildet als die Göttin, durch Strahlenkranz als Himmelsgott gekennzeichnet, trägt eine Doppelaxt und ist zu Pferde. Die interpretatio graeca in den kleinasiatischen Ländern nannte ihn bald Helios, bald Sozon, bald Apollon (vgl. Εἴσις und Ἥλιος ἐφ' ἵππῳ, Inschr. v. Perg. 336). Ist in Delphi-Athen noch der leere Festgebrauch in historischer Zeit übrig geblieben, so lehren uns die kleinasiatischen Denkmäler die hiermit in Beziehung stehenden Anschauungen von einer wohl jährlichen Vereinigung zwischen Himmelsgott und großer Mutter kennen. Den Text zu ihrer Darstellung liefert aber ein durch den Schleier der umgestaltenden und historisierenden griechischen Sage noch unschwer zu erkennender lydischer Göttermythos (Plutarch, Quaest. Graec. 45): Herakles — an die Stelle eines einheimischen Gottes getreten — übergibt der Omphale, welche ihre ursprüngliche Natur als lydische Göttermutter selbst noch in der Sage durch zahlreiche Züge verrät und auch in gräzisierter Form mit Herakles zusammen ihren Kult behalten hat, als Zeichen der Unterwerfung — nach der Sage —, als Zeichen der segnenden Vereinigung — nach dem Mythos — seine Doppelaxt; fortan bleibt sie priesterliches Herrschaftsabzeichen der lydischen Könige — dies vermutlich ein realer Zug —, welche hierdurch Nachfolger des Herakles im Dienst und in der Gunst der Göttin werden. Als älteste noch vorgriechische Schicht ist in Kleinasien und Griechenland das heilige Gerät, wahrscheinlich in Verwahrung eines Priester- und Herrschergeschlechtes, anzunehmen, das zu jährlichem Fruchtbarkeitszauber gebraucht wurde; daraus entwickelte sich mit dem Glauben an menschengestaltige Götter ein Jahresmythos mit ἱερὸς γάμος im Mittelpunkt. Gehört das Götterpaar von Panamara in diesen Kreis?

Auszugehen ist von den auch vom Verf. (86 ff.) besprochenen Panamareenmünzen von Stratonikeia. Sie zeigen auf der Vorderseite mit geringfügigen Variationen den Gott als Reiter mit Strahlenkrone und Chlamys, also mit Ausnahme der (aber auch sonst gelegentlich) fehlen-Doppelaxt in der Form der göttlichen Trabanten der großen Mutter, wie sie unter verschiedenen griechischen Namen auf lydischen und phrygischen Reliefs dargestellt sind. Auf der Rückseite aber und ebenso eng mit dem Zeus der Panamareen verbunden wie mit dem Reiter auf den oben besprochenen Denkmälern ist Hera Teleia abgebildet — als Kybele mit wehendem Schleier auf dem Löwen reitend. O. möchte die Gestalt des Zeus auf den Münzen allein aus dem Prozessionsgebrauch ableiten. Das wird unwahrscheinlich durch die Tatsache, daß sie einem im ganzen südlichen und vorderen Kleinasien verbreiteten und mit Kybele verbundenen Typus angehört. Der Gott reitet umgekehrt in der Prozession, weil er ein karischer Verwandter der kilikischen, lydischen und phrygischen Reitergötter ist.

Die enge Verbindung zwischen Zeus Pan. und Hera Tel., welche die Münzen beweisen, hat auch der Kult festgehalten. Viele Inschriften sind Zeus und Hera zugleich geweiht. Die an den Heräen fungierenden Priester bezeichnen sich als Priester des Zeus Pan. Das Übergewicht des männlichen Gottes findet unschwer seine Erklärung in der starken Hellenisierung des Kultes. Priester und Priesterin, die gemeinsam an der Feier der Panamareen beteiligt waren, waren gewöhnlich Ehegatten. Steckt in dieser Eigenschaft noch der Überrest einer ehemaligen kultischen Funktion des Priesterpaares, einer Darstellung und Herbeiführung des ἱερὸς γάμος, abgeblaßt in griechischer Zeit zu einem bloßen Abbild des ehelichen Verhältnisses zwischen Zeus und Hera?

Das Hauptfest des Zeus und, wie die Münzen zeigen, beider Gottheiten waren die Panamareen. Aus den Andeutungen der Inschriften ist zu ersehen, daß der feierliche Einzug des Götterbildes und das sich daran anschließende Opfer in späterer Zeit den Hauptbestandteil bildete. O. möchte die Prozession als eine Erinnerungsfeier an die Übertragung des Festes nach Stratonikeia auffassen. Das wäre aber ohne Beispiel. Das einzige anzuführende, die jährlichen ἰωτήρια zu Ehren der Artemis in Magnesia, wird aus der Inschrift, Dittenberger, Syll.[3] 695, nicht deutlich; vom Mitführen eines Kultbildes in der Prozession ist dort vollends nirgends die Rede. Ein weiteres Gegenargument ist es, daß Zeus Pan. in Stratonikeia ja gar keinen Tempel, auch nicht etwa seinen neuen Kultsitz hatte, sondern im Rathaus aufgestellt wurde. Also kann es sich auch nicht um eine jährlich wiederholte εἰσαγωγή handeln wie bei den großen Dionysien in Athen. Und welchen Inhalt soll das nach dem ältesten Namen des Gottes benannte Fest vor seiner Übertragung nach dem neuen Vorort des Bundes im 1. Jh. gehabt haben, wenn es später nur eben diese Übertragung feierte? So wird man zu der ohnehin naheliegenden Annahme gedrängt, daß die beiden hervorstechendsten Züge des Festes, Prozession mit Götterbild und Besuch mit Opfer, schon dem älteren Fest vor seiner Lokalisierung in Stratonikeia angehörten. Πομπή, ἐπιδημία und ἄνοδος (Rückkehr nach dem Bergheiligtum) schließen sich zu einem Kreis feierlicher Handlungen zusammen, deren Würde in der Mitführung des Kultbildes lag, und deren Ziel nicht nur darin bestanden haben kann, den Wettspielen und der Ölverteilung die Weihe der Anwesenheit des Gottes zu geben, welche ja vielmehr erst der ἐπιδημία Glanz geben sollten. Galt der jährliche Besuch des Gottes, ehe sich über seinen Kult die gleichmäßige Prunkdecke der hellenistischen Staatsreligion gelegt hatte, einstens der Hera-Kybele und schloß sich an ihn das Fest ihrer jährlichen Vereinigung an? Das ist nur eine Hypothese, wenn sie auch durch die angeführten Parallelen nicht ferne liegt. Neue Funde und Untersuchungen lassen vielleicht einmal klarer sehen.

Großmann, Hugo: **Die hellenistische Gestirnreligion.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1925. (31 S. u. 4 Tafeln) gr. 8° = Beihefte zum Alten Orient. Heft 5. Rm. 1.80. Bespr. von Karl Meister, Heidelberg.

Der Verfasser versucht in gemeinverständlicher Form, doch gestützt auf Belege und Literaturangaben, die Entwicklung der Gestirnreligion in Babylonien und ihre Ausbreitung in hellenistischer Zeit darzustellen. Sein Augenmerk ist dabei mehr dem Einfluß zugewendet, den die Gestirnreligion auf andere Religionen ausgeübt hat als der Entwicklung, die sie selbst im Laufe der Jahrhunderte, z. B. durch Ausbildung der Lehre von den Dekanen oder der Dodekaoros, erfahren hat. In der Deutung und Verwertung der literarischen und monumentalen Zeugnisse wird man dem gelehrten Verfasser meist gern folgen[1], und man wird dankbar wertvolle Forschungsergebnisse begrüßen, die in neuester Zeit besonders auf dem Gebiet der asiatischen Völker gewonnen worden sind. Hierdurch erhält die Schrift gelegentlich einen Vorsprung vor Bolls wunderschönem Büchlein 'Sternglaube und Sterndeutung' (Leipzig 1918[2]), das freilich an Reichtum des Inhalts, Tiefe der Gedanken und Feinheit der Darstellung immer noch unerreicht bleibt.

Fortescue, Adrian: **The Uniate Eastern Churches.** The Byzantine Rite in Italy, Sicily, Syria and Egypt. Edited by George D. Smith. London: Burns Oates & Washbourne 1923. (XXI, 244 S.) 8°. 1 sh. 6 d. Bespr. von Nikos A. Bees (Βέης), Athen-Berlin.

Der Verf. ist gründlich und vollständig gerüstet an seine Arbeit herangetreten. Die Darstellung ist klar und vorurteilslos, sie zeigt überall das Streben nach knapper, bündiger Form. Nach einem ausführlichen Verzeichnis der betreffenden Literatur (S. XI—XXI) bietet das Werk zunächst eine gute Einführung in das allgemeine Wesen der sogenannten unierten Kirchen, bespricht dann die griechischen bzw. albanesischen Kirchen Italiens, die den Papst als ihr Oberhaupt anerkennen, berichtet schön von dem Kloster zu Grottaferrata und dem griechischen Priesterkollegium in Rom (via del Babuino 149) und handelt endlich über die melkitische Kirche, die eigentlich in Syrien, Palästina und Ägypten seit ca. 200 Jahren eine fortwährende Ausbreitung aufzuweisen hat. Das Urkundenmaterial, welches sich auf die griechisch-albanesische Kolonisation in Italien bezieht und in den letzten Dezennien veröffentlicht wurde, hat Verf. nur zum Teil berücksichtigt. Es liegt auf der Hand, daß die griechischen Unierten Italiens zum größten Teil erst nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ihre griechische Heimat verlassen haben, um in Italien ein bleibendes Asyl zu suchen und zu finden; dies war öfters dann möglich, wenn die Anerkennung des Papstes als kirchlich. Oberhaupt vorausging.

Quibell, Mrs. A. A.: **Egyptian History and Art.** With Reference to Museum Collections. London: Society for Promoting Christian Knowledge 1923. (XII, 178 S. u. 15 Tafeln Abb.) 8°. 6 sh. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Das Buch ist eine knappe Darstellung der ägyptischen Geschichte mit stärkster Heran-

1) Die 'Astrologenbibel' der Nechepso-Petosiris ist nicht um 150 v. Chr. (S. 15), sondern vor 150 v. Chr. verfaßt (zuletzt Spiegelberg Sitz. Heid. Ak. 1922). Über den Ursprung der Planetenwoche (S. 27) Boll, Realenzyklopädie klass. Altertumswiss. unter Hebdomas.

ziehung der archäologischen Ergebnisse der Ausgrabungen und der Denkmäler in den Museen, bes. von Kairo, London und Amerika. Für die eigentliche Kunstgeschichte bleibt darin wenig Raum, die ästhetische Seite bleibt ganz zurück. Aber die Aufgabe, den Ägypten-Reisenden und anderen Freunden des ägyptischen Altertums, die englisch sprechen und englisch zu denken gewöhnt sind, eine übersichtliche und lesbare Zusammenfassung zu bieten, kann das Buch ausgezeichnet erfüllen. Es ist bis zu den neuesten Funden hin fortgeführt, und man findet eine geschickte Hineinarbeitung der Grabungen Reisners im Sudan, des Grabes des Tut-anch-Amon, der ptolemäischen Goldarbeiten aus Dendera von 1918 usw. Auch die Heranziehung gleichzeitiger Denkmäler aus Kreta, Syrien und Libyen wirkt belebend und wird weltgeschichtlich gerichtete Leser anziehen. Den besonders gut geratenen Kapiteln über die Frühzeit und das alte Reich sind die Grabungen des Gatten der Verfasserin zugute gekommen, ebenso das Leben in Sakkara, wo er lange Jahre hindurch General-Inspektor der Altertümer war.

Wenn ein ähnliches Buch einmal für deutsche Leser geschrieben werden sollte, so müßte es allerdings mehr auf deren Ansprüche zugeschnitten werden. Wenn die in Museen stehenden Grabkammern aus Mastabas aufgezählt werden, sollte Berlin nicht fehlen (die Hildesheimer stammt erst von 1925). Wir sind es gewöhnt, die literarischen Quellen stärker benutzt zu sehen, nicht erst von Herodot an; die Anführung von Sinuhe und dem Echnaton-Hymnus sind vereinzelt. Der Mangel an literarischen Kenntnissen wird bei der Darstellung der Hyksos, die mit dem Exodus unnötig verquickt ist, fühlbar. Ein wesentlicher Vorzug des Buches ist aber die Fortführung bis zur Eroberung durch die Araber, wenngleich nach dem Titel zu erwarten gewesen wäre, daß die ägyptischen Kunstwerke der späten Epochen stärker mitgeteilt würden.

Christian, Prof. Dr. Viktor: **Die Beziehungen der Nagadakultur in Ägypten zu Vorderasien und zur Ägäis.** (Kap. 4 der Untersuchungen zur Paläoethnologie des Orients[1]). Sonderabdruck aus Band 55 der Mitteilungen der Anthropol. Gesellschaft in Wien. Wien: Selbstverlag der Anthropol. Gesellsch. 1925. (38 S.) 4°. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Im Brennpunkt der Abhandlung steht die Erörterung über eine mögliche Einordnung der ägyptischen Vorgeschichte oder der Nagadakultur samt dem Anfang der Königszeit in die dunkle Zwischenzeit zwischen dem Alten und Mittleren Reiche. Fürwahr ein kühnes Unterfangen eines Nichtägyptologen, das geradezu eine Herausforderung der Ägyptologie bedeutet und derart eindringlich, beredt und dialektisch glänzend durchgeführt ist, daß man beim ersten Lesen glaubt, sich der Überzeugungskraft des Verf.s kaum entziehen zu können. Aber beim ruhigen Überlegen und Nachprüfen der Funde, von denen der Verf. eine erstaunliche Einzelkenntnis besitzt, fällt doch ein Beweisgrund nach dem andern in sich zusammen. Auch wenn man versuchen wollte zu scheiden zwischen wirklicher und falscher Vorgeschichte, wie Chr. vorschlägt, und etwa die Fundgruppe mit den weißfigurigen Tongefäßen herausreißen wollte, die an sich wohl am wenigsten Zusammenhang mit dem geschichtlichen Aegypten zeigt, so ergibt sich bald die Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens, denn die Funde der Vor- und Frühzeit sind derart ineinander verwoben, daß sie ein festgefügtes Ganze bilden, aus dem kein Stück herausgerissen werden kann, um an einer anderen Stelle eingeschaltet zu werden. Und daß ein Kunstwerk wie die Narmerpalette oder die Statue des Chasechem an den Anfang der ägyptischen Kunst gehören und unmöglich als Leistungen eines am Ende des Alten Reiches fremd eindringenden Volkes gelten können, ist für jeden, der einigermaßen Gefühl für die ägyptische Kunst hat, über jeden Zweifel erhaben.

Chr. geht aus von den teilweise schon lange bekannten, teilweise neu von Frankfort in seinem Buche Studies in early pottery of the Near East[1] hinzugefügten Berührungspunkten zwischen der babylonischen und syrisch-palästinensischen Kultur auf der einen und der ägyptischen auf der anderen Seite; auch Funde aus der Ägäis spielen dabei eine Rolle. Diese können allerdings nicht für Chr.s Theorie entscheidend mitsprechen, weil ihre Chronologie, was bei Chr. zu wenig betont ist, vorerst mit der ägyptischen unauflöslich verbunden ist; ändert sich die ägyptische Chronologie, so muß die zeitliche Ansetzung der Funde von Kreta und den Inseln ebenfalls geändert werden. Die berühmten Fragen, ob bei den Gefäßen mit Wellenhenkeln, den Rollsiegeln usw. Parallelerscheinungen vorliegen oder Beeinflussungen des einen Kulturgebietes durch das andere und welchem dann das höhere Alter gebühre, sind ja schon häufig erörtert worden. Chr. folgt Frankfort, der sich bei den meisten Dingen für Vorderasien als das ältere entschieden hat, ohne jedoch seine Vergleichungen in die Chronologien der verschiedenen Länder

1) Über Kap. 1—3 vgl. OLZ 28, 288.

1) Vgl. OLZ 27, 697.

einzuordnen. Auf Grund verschiedener Beobachtungen, deren Einzelaufzählung hier zu weit führen würde, gelangt Chr. zu einem zeitlich hinreichend gesicherten und zwar in das zweite Viertel des 3. Jahrtausends (also etwa 2750—2500 v. Chr.) gehörigen Kulturbild, das Susa (II. Schicht), Assur (Schicht H und G), Ur (die ersten beiden Schichten der neuen Ausgrabungen) und teilweise auch Nordsyrien umfaßt. Eine ganze Reihe gleichartiger Funde werden für diese Gegenden und für diese Zeitspanne auch außer den für Ägypten in Betracht kommenden angeführt. Auch sei betont, daß die zeitliche Einordnung ohne jede Bezugnahme auf die ägyptische Chronologie erfolgt ist.

Jetzt fragt Chr.: wie verhält sich Ägypten zu diesem in sich geschlossenen und zeitlich festgelegten Kulturbild? Sämtliche von Frankfort beigebrachten Parallelen zwischen Vorderasien und Ägypten unterzieht er einer genauen Prüfung, und jedesmal kommt er zu dem ähnlich lautenden Schlußsatz, der schon äußerlich dem Leser durch fetten Druck geradezu eingehämmert wird, daß die Parallelen zwar vorhanden sind, und daß in den meisten Fällen Vorderasien der gebende Teil ist, daß aber ein Zwischenraum von rund 1000 Jahren (3500 in Ägypten — 2500 in Vorderasien) klafft, selbst wenn man die niedrige ägyptische Chronologie Ed. Meyers anwendet, von der um noch 700 Jahre höheren Borchardt'schen ganz zu schweigen. Da nun die vorderasiatische Seite der Vergleichsgegenstände zeitlich fest verankert ist, scheint Chr. nur eine Änderung auf der ägyptischen Seite möglich zu sein. Die Möglichkeit, in Ägypten den gebenden Teil zu sehen, bleibt unerörtert; sie wäre aber wohl der Untersuchung wert, zumal wir weiter unten ein erhebliches Zusammenschrumpfen des Zeitraums von 1000 Jahren sehen werden. Chr. sieht zwei Möglichkeiten, von denen er die erste wegen der zu erwartenden noch größeren Schwierigkeiten von vornherein ausschließt: entweder müsse die Chronologie der Frühzeit und des Alten Reiches derart zusammengepreßt werden, daß sich die Kulturzusammenhänge mit Mesopotamien um 2500 v. Chr. ermöglichten, oder die Vorgeschichte und Teile der frühgeschichtlichen Funde müßten, wie eingangs ausgeführt wurde, in die berüchtigte Lücke zwischen Altem und Mittlerem Reich eingezwängt werden, die ja nach Ed. Meyer rund 300, nach Borchardt gar 700 Jahre betrage und bekanntlich so gut wie keine Denkmäler geliefert hat.

Chr. versucht also mit andern Worten die von der gesamten Ägyptologie längst aufgegebene „New-Race"-Theorie Petrie's zu neuem Leben zu erwecken und verlangt, sollte diese wirklich aufzugeben sein, eine nachdrücklichere Ablehnung, als sie durch Petrie in seiner Publikation Diospolis Parva geschehen sei. Um seiner Forderung zu genügen, fragte ich wegen eines besonders wichtigen Punktes bei Herrn Quibell an, nämlich was es für eine Bewandtnis mit den Bestattungen der New-Race habe, die in Gräbern der Alten Reiches gefunden seien (Naqada and Ballas Taf. 4, 16). Erwiese sich dieser in der Tat niemals geleugnete Befund als richtig, so wäre ja kein Zweifel, daß die New-Race-Gräber jünger sein müßten als die des Alten Reiches. Herr Quibell antwortete mir aber, daß es sich um eine besondere Bestattungsart in einem großen Tontopf gehandelt habe, die in einem Grab des Alten Reiches gefunden und zunächst für New-Race gehalten worden sei. Später habe er solche Topfbestattungen aber nie wieder in richtigen New-Race-Gräbern gefunden. Um was für eine Bestattung es sich gehandelt hat, schreibt mein Gewährsmann nicht, jedenfalls sei es keine „New-race"- oder vorgeschichtliche Bestattung gewesen. Obigen Befund wie das Meiste andere entnimmt nun Chr. den noch ganz unter dem Banne jener ersten Theorie stehenden Bänden über die Ausgrabungen bei Koptos, Negade und Ballas, Hierakonpolis, die in einer Zeit entstanden sind, als wissenschaftliches Ausgraben noch ganz in den Anfängen steckte. Wer will heute sagen, ob nicht etwa auch Pfannengräber neben den New-Race-Gräbern gefunden wurden, deren Funde ähnlich den vorgeschichtlichen sind und doch einer ganz anderen Zeit angehören? Chr. hätte neben dem Wirrwarr der veralteten Publikationen unbedingt neuere Werke, etwa Petrie's Prehistoric Egypt zu Rate ziehen müssen, bevor er diesen Vorstoß wagte. Leider muß zugegeben werden, daß wir kaum einmal in Ägypten Schichtbeobachtungen, wie etwa in Susa oder Assur, haben anstellen können. Das liegt aber nicht an den Ausgräbern, sondern an der Natur des Landes, das keine burgartigen Städte auf Hügeln kennt und uns in der Hauptsache einschichtig in der Wüste liegende Friedhöfe bewahrt hat. Was Chr. aus den dürftigen Berichten über die Schichtenfolge in Koptos und Hierakonpolis in sehr scharfsinniger Weise für seine These herauskonstruiert, scheint doch höchst unsicher und ist ihm selbst nicht von hoher Beweiskraft. Anderes mehr Allgemeines gegen Chr.s Theorie ist schon oben gesagt.

Nun zu einigen Einzelheiten, wobei es sich meist darum handeln wird zu zeigen, daß auch das Alte Reich Funde aufweist, die Chr. allein in der Vor- und Frühzeit und im Mittleren Reich, also im Sinne seiner Theorie, nachweisen zu können vermeint. Über die in Ur gefundenen Steingefäße aus der Zeit um 2250 v. Chr., die ägyptischen Steingefäßen der Vorzeit und des AR ähneln

sollen, schreibt Hall (Jour. Eg. Arch. IX, 190 Anm. 5), daß die den vorgeschichtlichen Gefäßen ähnlichen lokale Nachbildungen, z. T. aus persischem Alabaster seien, während die angeblich importierten Stücke den ersten vier Dyn. zugehörten. Nach der neuesten Chronologie Ed. Meyers, von der noch zu sprechen sein wird, wäre das die Zeit von rund 3200—2550, sodaß die zeitliche Spanne zwischen den ägyptischen und den Funden von Ur nicht allzu erheblich ist — vorausgesetzt, daß jene Steingefäße von Ur sich wirklich als ägyptisch erweisen.

Über die Rollsiegel ist zu sagen, daß Chr. die trefflich erhaltenen beiden Stücke aus Gold und Blassgold mit den Königsnamen Mykerinos und Dedefre (beide 4. Dyn.) nicht bekannt zu sein scheinen; das eine ist veröffentlicht von Möller bei Schäfer, Ägypt. Goldschmiedearbeiten S. 15 und Taf. 2 Nr. 7, das andere (Berlin Ag. Inv. Nr. 21609) ist noch unveröffentlicht[1]. Auch sei an die bekannte Darstellung des „Stempelschneiders" im Grabe des Ti (Steindorff, Ti, Taf. 133) erinnert, so daß das Rollsiegel also mit Sicherheit im AR nachgewiesen ist. Dem widerspricht keineswegs, daß am Ende des AR und in der Zwischenzeit neue Formen (die Prismensiegel) und eine neue Beschriftungsart erscheinen, die mit den fremden Knopfsiegeln nach Ägypten gekommen sein werden. Ohne hier auf die schwierigen Einzelfragen eingehen zu können, sei nur allgemein gesagt, daß sich die Zeichnungsart der von Chr. angeführten Siegel und der Knopfsiegel deutlich von den frühzeitlichen, ägyptischen unterscheidet. Man vergleiche z. B. die frühzeitlichen Siegel bei Reisner, Naga ed-Dêr I Taf. 44 mit dem Prismensiegel des Alten Reiches bei Mace, ebenda II Taf. 56a.

Warum soll die Fayence aus Vorderasien nach Ägypten eingeführt sein? Der gut ägyptische Wortstamm *ḏḥn* „funkeln" dient doch wohl seit uralter Zeit zur Bezeichnung für die westlichen Länder (Libyen), weil in deren einem (Wadi Natrun) die bestimmte Erde gewonnen wurde, die sich zu der „funkelnden" Fayence, (das ägyptische Wort dafür ist ebenfalls vom Stamm *ḏḥn* gebildet) glasieren ließ. Die Fayencekacheln der Stufenpyramide sind keineswegs umstritten, seitdem genau die gleichen Kacheln bei den Totentempeln der 5. Dyn. gefunden wurden (z. B. Berlin, Aeg. Inv. 16695). Bei Petrie Arts and Crafts ist auf S. 109/110 von Täfelchen mit dem Namen König Pepi's und von kleinen Toilettegefäßen aus der 6. Dyn. die Rede. Allerdings läßt sich für das Glas nichts derartiges anführen. Hier bleiben vereinzelt die vorgeschichtliche Glasperle und das Berliner Millefioristäbchen aus dem MR; in größerem Umfang wird das Glas erst im NR bekannt.

Die Ähnlichkeit vor- und frühzeitlicher Feuersteinmesser mit solchen aus Illahun besagt gar nichts, denn im AR kommen genau dieselben rohen Messer vor.

Der Greif fehlt keineswegs im AR: Borchardt, Sahure II Taf. 8. Der Löwe mit Schlangenhals scheint allerdings im AR nicht nachweisbar, aber für sein Vorkommen im MR darf neben dem bekannten Wüstenbild von Beni Hasan nicht die Hieroglyphe der Stadt Cusae (Frankfort a. a. O. S. 120 Fig. 12) angeführt werden, denn diese geht auf einen Mann mit zwei Schlangen zurück, der gerade im AR gut belegt ist (Lepsius, Denkm. II 80b). Gerade dies Beispiel zeigt, wie ein Fabeltier auch auf ägyptischem Boden aus einem bekannten Tierbilde leicht entstehen kann. So scheint es mir auch keineswegs erwiesen, daß der schlangenhalsige Löwe auf der kleinen Prunktafel von Hierakonpolis und auf dem Jagdbild in Beni Hasan unägyptisch sein soll. Hierbei sei gleich das Doppeltier mit erwähnt, das ebenfalls mehrfach im Alten Reich nachgewiesen werden kann und keineswegs unägyptisch zu sein braucht, schreibt man doch den bekannten Erdgott *ʾkrw* in den Pyramidentexten mit zwei gegenständigen Sphinxvorderteilen (Sethe, Pyr. 555a bei N); ferner kommen die gegenständigen Stiervorderteile der Jagdpalette ebenfalls in den Pyramidentexten als Schreibung von *ḫnś* vor (Ebenda 416a).

Daß die Schminkstreifen an den Augen gegen das hohe Alter der Chasechemstatue aus Hierakonpolis sprechen sollen, ist seit dem Kampf um die Datierung der Chefrenstatuen in Kairo kein Beweisgrund mehr. Da die Chefrenstatuen sicher in der 4. Dyn. entstanden sind und Schminkstreifen tragen (Schäfer, Propyl. Kunstgesch. II S. 220), liegt keinerlei Grund vor, die Schminkstreifen einer künstlerisch jenen unmittelbar voraufgehenden Statue abzusprechen.

Die Angaben Chr. über die Ausgrabungen in Byblos sind unvollständig. Wohl bestand der bis jetzt von Montet[1] freigelegte Tempel in der Zeit von der 6. Dyn. bis zum Mittleren Reich, aber unter dem Pflaster dieses Baues fanden sich gerade die der Frühzeit und dem Alten Reich vor der 6. Dyn. zuzuweisenden Fundstücke (z. B. ein Rollsiegel ungefähr aus der 1. Dyn., ein Fayence-Affe wie aus den Königsgräbern von Abydos), sodaß man bei weiteren Grabungen wohl auf Tempelreste aus dieser noch älteren Zeit hoffen darf. Jedenfalls liegen in Byblos die Frühzeitfunde gerade unter denen der 6. Dyn., also vor ihnen, sodaß sie nur gegen Chr.s Theorie verwendet werden können.

Eine besonders wichtige Rolle spielt bei Chr. die Beschreibung der Skelettfunde auf dem vorgeschichtlichen Friedhof von Abusir el-Meleq, bei denen ein nordischer Einschlag bemerkt worden ist[2]; diese Skelettbeschreibung verbindet Chr. mit den Angaben Möllers über die Libyer zur Zeit des MR, der bekanntlich von der 6. Dyn. an blonde (nordische) Libyer, die Tuimaḥ, nachweist. Dagegen ist nun zu sagen, daß sich unter den Topf- und Gerätfunden von Abusir el-Meleq auch nicht ein einziges Stück gefunden hat, daß auf einen Zusammenhang mit Libyen hinweist, ganz im Gegensatz zu den Gräbern der ältesten vorgeschichtlichen Kultur von Negade (Petrie's first civilisation, SD 30—38) mit der weißfigurigen Tonware als besonderem Kennzeichen. Was sich in Abusir el-Meleq an Fremdem findet, weist, wie ich in der bevorstehenden Veröffentlichung darlegen werde, gerade im Gegenteil nach Palästina. So liest sich auch Chr.s auf die blonden Libyer gebaute Theorie, die er durch Ägypten bis nach Palästina (blonde Amoriter) ziehen und dort einen semitischen Gegenstoß nach Ägypten entfesseln läßt, derart konstruiert, daß ihr kaum jemand Glauben schenken dürfte.

Wenn sich nicht alles, was Chr. als gemeinsam für die Frühzeit und das MR bezeichnet, im AR wiederfindet, so liegt das im wesentlichen an der anderen Art der AR-Funde. Aus dieser Zeit haben wir einerseits die Pyramidentempel, die recht wenig Kleinfunde gebracht haben, andrerseits die Mastabas und Felsgräber, bei denen sich die Beigaben im wesentlichen auf kleine Steingefäße beschränken, die um den Sarg herumstehen. Ausgedehnte Gräberfelder wie in der Vor- und Frühzeit fehlen ebenso wie die Hausruinen (erst Illahun im MR).

Wenn aber Chr. die klare Formenentwicklung vor allem bei den Ton- und Steingefäßen von der Vor- über die Frühzeit zum AR nicht sehen oder anerkennen will, so sei er darauf hingewiesen, daß z. B. eine richtige vorgeschichtliche Schminktafel bei der Ausgrabung des

1) Vgl. ferner Petrie, Scarabs Taf. VIII, 5 (Cheops) IX passim (Mykerinos, Dedkare) u. a. m.

1) Fondation Piot Bd. XXV S. 237 ff.

2) Müller, Die anthropol. Ergebnisse des vorgesch. Gräberfeldes von Abusir el-Meleq (27. Wiss. Veröff. der DOG) S. 305 ff.

Neuserretempels gefunden wurde, ebenso das Bruchstück eines korbähnlichen Steingefäßes, genau wie in den Königsgräbern von Abydos, im Sonnenheiligtum der 5. Dyn. Daß diese Dinge noch im AR in Gebrauch waren, will ich damit nicht behaupten, wahrscheinlich stammen sie aus dem Gräberfeld von Abusir, das noch der Frühzeit (wahrscheinlich der 2. Dyn.) angehörte. Ferner: was ist das *pš-kf*-Gerät des AR anderes als die Weiterentwicklung der sogenannten „schwalbenschwanzförmigen Lanzenspitze“[1] der Vorgeschichte? Ein trefflich poliertes Stück aus Feuerstein, genau wie die in den Königsgräbern von Abydos gefundenen, gehört zu den Funden des AR aus Abusir. Daß die 2. Dynastie — und weshalb dann nicht auch die 1.? — wirklich dem Alten Reich voraufging, zeigen ferner die Inschriften einer Mastaba der 4. Dyn., in denen Priester der Könige Perjebsen und Send' der 2. Dyn. genannt sind (Moret in Fondation Piot XXV S. 280 Fig. 1). Schließlich sollen auch bei den neusten Untersuchungen an der Stufenpyramide von Sakkara (3. Dyn.) in deren Innerem typische Steingefäße der Frühzeit, z. T. mit Königsnamen, gefunden worden sein.

Diese Beispiele werden zur Genüge dargetan haben, daß die Vor- und Frühzeit nicht vor dem AR abgeschnitten und hinter diesem eingeschaltet werden kann. Vielerlei von den ältesten Funden läßt sich überhaupt nur erklären, wenn man eine lange Entwicklung vor dem AR annimmt, so das Vorkommen des Elefanten, der im MR zu den Fabeltieren gehört, und der Giraffe, die beide eine andere Landschaft verlangen, als wir sie im AR zu sehen gewöhnt sind, oder die ungeheuere Holzverschwendung in den Königsgräbern, die doch wohl sicher auf größere Waldbestände im ältesten Ägypten schließen läßt. Gerade der Holzbau lebt auch im AR noch nach im runden Türsturz der Scheintür und in den Decken mancher Gräber, die runde Holzstämme in Stein nachahmen —.

Durch den jüngst erschienenen Nachtrag Eduard Meyers zu seiner Geschichte des Altertums[2] ist nun aber auch der Zeitraum von 1000 Jahren, der zwischen den ägyptischen und den ähnlichen vorderasiatischen Funden klaffte und für Chr. die Veranlassung zu seiner ganzen Theorie gab, sehr beträchtlich zusammengeschrumpft. Ja, wenn wir den nach Meyer zulässigen Spielraum von 200 Jahren einmal von seinen Zahlen abrechnen und für die H-Schicht von Assur Andraes (nicht Chr.s) Ansetzung annehmen, so erhalten wir für die Übereinstimmungen zwischen Ägypten und Vorderasien rund die Jahreszahl 3000. So wären also alle voraufgehenden langen Auseinandersetzungen mit Chr.s Arbeit ohne weiteres unnütz gewesen, wie denn auch Meyer in einem Nachtrag zu der genannten Schrift Chr.s Arbeit und vor allem seine Methode rundweg abgelehnt hat. Sosehr ich ebenfalls glaube, die Unmöglichkeit der Chr.schen Theorie aus archäologischen Gründen erwiesen zu haben, so halte ich jene Übereinstimmungen zwischen Ägypten und Vorderasien, die Chr.s Ausgangspunkt bildeten, doch großenteils für vorhanden, welches Land auch immer der gebende Teil gewesen sein mag. Meyer geht doch wohl zu weit mit der Behauptung, Chr. wolle nach dem Dogma der Prähistoriker die einzelnen Bestandteile der ägyptischen Kultur überall von andern Ländern ableiten. Dies wird kein Archäologe unternehmen wollen. Aber an dem Vorkommen von dickbauchigen Gefäßen mit Wellenansätzen in Ägypten und Palästina, in beiden Ländern vereinzelt mit Henkeln, oder um nur noch etwas besonders Bezeichnendes zu nennen, an dem Vogel auf dem Fisch (oder der Schlange) neben einer bestimmten Schiffsart in Telloh und Ägypten (Frankfort a. a. O. Taf. XIII) wird doch niemand vorbeigehen können, ohne zu sagen: hier müssen Beziehungen sein! Ohne allen Einzelheiten bedingungslos zustimmen zu wollen, muß doch zugestanden werden, daß das Schlußkapitel von Frankforts Buch eine Fülle von derartigen Beziehungen bringt, die mir gewichtiger zu sein scheinen als die eine einzige Zahl von 955 Jahren im Turiner Papyrus, deren Begleittext keineswegs völlig erhalten und gesichert ist, und an der die gesamte Chronologie des 3. Jahrtausends in Ägypten hängt. Dazu kommt die sich nur bei der Subtraktion ergebende, keineswegs inschriftlich beglaubigte Zahl von 419 Jahren für die beiden ersten ägyptischen Dynastien. Man denke, ein Zeitraum so lang wie von Luther bis heute soll verteilt werden auf etwa 18 Könige, von denen also jeder rund 23 Jahre hätte regieren müssen. Die 18 Könige der 4. und 5. Dyn., also die Pyramidenerbauer, haben zusammen nur 300 Jahre regiert, so daß hier auf jeden König nur $16\,^2/_3$ Jahre im Durchschnitt entfallen. Ich kann zur Zeit diese neuste Chronologie weder ändern noch bessern, doch möchte ich glauben, daß künftige Funde eher einen Umsturz der ältesten ägyptischen Chronologie und zwar eine weitere Herabsetzung der Zahlen der beiden ersten Dynastien bringen werden als eine Aufhebung der bestehenden archäologischen Beziehungen zwischen Ägypten und Vorderasien in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends.

1) Über die Deutung als Eßgerät vgl. Schäfer in ÄZ 43 S. 67 Anm. 1.

2) Die ältere Chronologie Babyloniens, Assyriens und Ägyptens. 1925.

---

1. **Eitan, Isr., L. ès S., Ph. D.: A Contribution to Biblical Lexicography.** New York: Columbia University Press 1924. (IX, 66 S.) 8° = Contributions to Oriental History and Philology No. 10. $ 2—.
2. **Joüon, P. Paul, S. J.: Notes de lexicographie hébraique.** Beyrouth: Imprimerie Catholique 1925. = Mélanges de l'Université Saint-Joseph X, 1. Fr. 7—. Bespr. von J. Hempel, Greifswald.

Bis die Zeit für ein neues großes hebräisches Wörterbuch gekommen sein wird — wann

werden die, die Friedrich Delitzsch's Manuskript in Händen haben, ihren Schatz der Wissenschaft zugänglich machen? —, kann die hebräische Lexikographie nur so gefördert werden, daß entweder einzelne Texte genau aufgearbeitet werden — wobei man freilich weit mehr Raum zur Verfügung haben mußte, als uns in der Inflationsnot für die „Einzelwörterbücher" zur Verfügung gestellt werden konnte — oder dadurch, daß man einzelne Stämme unter die Lupe nimmt. Letzteren Weg gehen Eitan wie Joüon, Eitan vor allem auf das Arabische, Joüon stärker auf LXX und Vulgata gestützt, beide darin übereinstimmend, daß sie — Eitan mit voller Absicht, vgl. § 16 — das akkadische Material beiseitelassen. Daß bei solcher Methode die wissenschaftliche Semasiologie, soweit sie auf die Ermittlung der Grundbedeutung ausgeht, nicht immer gefördert wird, muß einmal mit aller Schärfe ausgesprochen werden. So sehr man die Möglichkeit innerakkadischer Bedeutungsverschiebungen in Rechnung zu stellen hat, es geht nicht an, die ältesten semitischen Zeugnisse für die Bedeutung eines Stammes zu vernachlässigen, während man das Sprachbewußtsein des Diasporajudentums und der Gewährsmänner des Hieronymus heranzieht. Die Unsicherheit solcher Methode, die gewiß auch Zufallstreffer ergeben kann, zeigt sich am deutlichsten an dem einen Wort, das sowohl Eitan als auch Joüon behandeln, an dem Nomen גּוֹי. Eitan hält im allgemeinen die Bedeutung people fest, will aber für Zef 2,14 ein גּוֹי II = arab. جَوّ = LXX χώρα field for pasture, a wide valley konstatieren. Joüon hingegen geht auf Zef. 2,14 gar nicht ein, sondern leitet גּוֹי als Kaṭl-Form von einer Wurzel גוה < גוי* ab; als Femininum dazu betrachtet er גְּוִיָּה corps und „corps" zugleich als Grundbedeutung auch des Maskulinums. Eine parallele Entwicklung habe גֵּו dos = corps Jes (50, 6?) 51, 23 zu communauté, clan Hi 30,5, vielleicht auch (nach Rob. Smith, Kindship etc. p. 37) arab. بطن von „belly", spez. „mother's belly" zu clan durchgemacht. Von diesen Ableitungen kann keine befriedigen. Von einem Stamm mit konsonantischem ו (vgl. جِوار) könnte das hebr. Nomen nur גָּו* (vgl. ḥaj < ḥij) bez. גָּוִי* lauten; daher kann גּוֹי weder zu جَوّ gehören noch masc. zu גְּוִיָּה sein. Vgl. zu den Stämmen, die zugleich med ו und ל"ה sind, Ges.-Bergstr. 17 r. Die von Joüon beigezogene hebräische bedeutungsgeschichtliche Parallele ist zudem selbst unrichtig. Jes 50,6 verlangt der Parallelismus zu לְהָנִיּ zwingend einen Körperteil, in Jes 51,23 hat Vulg. mit ihrem corpus tuum nur das plastische Bild verdorben, Hi 30,5 ist so korrupt, daß darauf nicht zu bauen ist. Zef 2,14 könnte man an sich nach $14^{b.c}$ an einen bautechnischen Ausdruck, nach 1. Reg 6,9 an גֵּב, Hi 13,12 bzw. 15,26 an גַּב denken und kål-ḥaj̱j̱ōṯ bᵉgēbæhå bzw. bᵉgabbæhå vorschlagen mögen, doch scheint mir das χώρα der LXX aufs genaueste die schon gemachte Konjektur גַּי(א) (so zuletzt Sellin) zu bestätigen; das χώρα wäre aus Unachtsamkeit aus der Transkription in die Übersetzung übernommen! גּוֹי „Volk" bleibt dann freilich etymologisch dunkel. Ich habe mich einen Augenblick gefragt, ob es irgendwie mit akkad. gabbu „Gesamtheit" zusammengehören könnte; bin aber davon abgekommen, da (vgl. akkad. gabbu Rücken = hebr. גֵּב, גַּו) auch hier ein konsonantisches ו zu erwarten wäre.

Im Einzelnen bemerke ich:

Zu 1. Eitan ist ein Meister in der Wiederholung seiner Gedanken; vgl. ZaW 1924, 358, wo für den Inhalt von § 20 ff. bereits drei (!) Abdrucke nachgewiesen werden. Für einen Teil der Einzeluntersuchungen kenne ich bisher wenigstens einen (vgl. OLZ 1924, 439, JBL 1924, ZaW 1925, 160) Abdruck. Eine vollständige Bibliographie würde wohl noch mehr Belege zu Tage fördern. Sein sehr richtiger Grundgedanke ist der, daß unsere Texte nur Bruchstücke der alten Literatur sind, daß daher die Sprache reicher gewesen sein muß, als sie uns erscheint. Es ist damit vor allem die Aufgabe gewiesen, homonyme Wurzeln zu scheiden und ohne weiteres sicher, daß dabei das an Lauten noch reichere Arabisch hervorragende Dienste leisten kann. Schade, daß er die methodisch lehrreiche Studie von Schultheß über Homonyme Wurzeln im Syrischen nicht zu kennen scheint. Ich gebe seine neuen Ansetzungen, soweit sie bisher in OLZ (1924, 439. 749) und ZaW (1925, 160) nicht geboten sind.

אָדַר (St. אדר) to be strong and powerful = arab. آدَ (St. ادد) Hi 31,23.

הִדְכִּיר תַּחַת to subdue = arab. دبر Ps 18,48. 47,4.

חֲטָאת step, walk = arab. خَطْوَة Prov 13,6 Hi 14,16; entspr. Verb חטא = arab. خطا to step, walk Hi 41,12.

חָלַשׁ to snatch away, carry off, reap = arab. حلش Hi 14, 10, Ex 17,13, Jes 14, 12.

יוַּדַּע (St. ידע) to say farewell to, take leave of, leave = arab. ودع 1. Sam 21,3.

שָׁרָה to shine, gleam, flash = arab. سرى Hi 37,3.

Eine Einzelerörterung müßte tiefer in die Einzelexegese der zum Teil recht korrupten Stellen eintreten, als hier möglich ist. Die Anschauungen für חלשׁ und חטאת erscheinen mir recht erwägenswert.

Zu 2. Joüon geht stärker von der Exegese aus, freilich vor allem auf der durch Hieronymus vorgezeichneten Bahn. Ich gebe auch hier eine Übersicht der Ergebnisse und schließe einige Bemerkungen dazu in [ ] ein.

אֹבֶר Prov. 31,6 Hi 29,13. 31,19 misereux (mit Ges.

Thes.). [Auch an die Antithese 'ōḇed: kål-haṭṭōḇ Dtn 26,5 hätte erinnert werden können.]

אוּר brasier Jes 31,9. 44,16. 47,14, Ez 5,2; vgl. arab. وَرَّ [exegetisch nirgends zwingend, in Jes 44,16. 47,14 recht unwahrscheinlich. Sicherlich vermag dies Beispiel das oben über das konsonantisch ו Gesagte nicht zu erschüttern]. S. u. יראּ.

אַחֲרַנִּית en sense inverse Gen 9,23b 2. Reg 20,10 = Jes 38,8. In 1. Reg 18,37 lies אחריך (Gʰ; Ehrlich).

בַּאֲשֶׁר u. כַּאֲשֶׁר begegnen kausal, das erste Gen. 39,9. 23, Koh 7,2. 8,4 (?), das zweite Num 27,14, Jdc 6,27, 1. Sam 28,18, 2. Reg 17,12. Mich 3,4, dagegen nicht Gen 26,29.

דבק Nach Jdc 20,45, 1. Sam 14,22, 1. Chron 10,2 ist auch Jer 42,16 das Hifil zu lesen; dagegen Ps 63,9 das Qal beizuhalten. Das Hif. (mit und ohne אחרי) ist durch poursuivre de près, serrer de près, das Qal durch adhérer à, mit אחרי durch suivre wiederzugeben. [Statt der Konstruktion הדביק אחרי wäre besser die sinnliche Grundbedeutung des Stammes zum Ausgangspunkt gemacht, von dem aus sich nach Verben der Bewegung für הדביק אחרי die angegebene Bedeutung von selbst ergibt und die Konjektur in Jer 42,16 nicht zwingend erscheint.]

חָלוּץ wird gegen Ehrlich als „armé“ festgehalten und חָמוּשׁ genauer als armé complètement, de pied au cap gefaßt, dagegen Ed. Meyers Ableitung von ḥamiššim abgelehnt. [Von welchem Etymon, wenn sowohl arab. حمس (Ehrlich) als خميس abgelehnt werden?]

יראּ gehört zu יָרֵא, da von ורע le ע final aurait dû se maintenir.

כָּשֵׁר Esth 8,5 ist (wie im Neuhebr.) Adjektiv, nicht perf.

לָמַד hat folgende Bedeutungsentwicklung durchgemacht: être habitué (vgl. a-Impf.!), s'habituer, s'excercer, apprendre; לָמֻד instruit, edoctus, disciple. Jer 2,24. 13,23 lies לָמוּד. Die gleiche Bedeutungsgeschichte zeigt אלף.

In מַדּוּעַ (aus מָה u. pt. יָדוּעַ) hat sich יָדוּעַ von chose connue, connaissance zu chose entwickelt; מַדּוּעַ also scibile quid.

Für מְהוּמָה ist Ez 22,5, Am 3,9, Prov 15,16 מְאוּמָה* = מְאוּם souillure herzustellen; Hörfehler?

מַחְצֵב ist nicht (wie CIS I 132 u. Meša Z. 25) carrière, sondern (wie maḳṭil-Formen oft; vgl. מַסֵּכָה עֵגֶל) nom d'action: coupe, taille. Ebenso גָּוִית als ḳaṭīl-Form.

מָסָךְ ist (da keine maḳṭal-Form) nicht nom d'instrument, sondern d'action: recouvrement, protection, dann besitzt es die valeur imprécise: ce qui recouvre ou protège.

מַעַל gehört nicht zu עול = arab. عال (Pesch. ܥܠ), sondern zu עלה (Pesch. richtig: ܐܒܟ) = rébellion, religiös sacrilège, vor allem vom Eidbruch. [Späteste „theologische“ Auffassungen vom Heiligen, dessen Verletzung als crimen laesae majestatis erscheint, als Grundlage für die Bedeutung eines Stammes!].

נִיר braise (ḳiṭl-Form), dagegen נֵר (ḳaṭil-Form) luminaire [durch den Hinweis auf das נחלת von 2. Sam 14,7 gewinnt das Bild von dem verglimmenden letzten Funken (der mit dem Verlöschen der Nachtlampe in der Tat nichts zu tun hat) Reg I 11,36. 15,4, II 8,19 = 2. Chron. 21,7 stark an Lebendigkeit!].

סקל und רגם sind verba denominativa, deren Stammnomen durch אֶבֶן verdrängt ist; doch vgl. arab. رَجَمَ.

Bei עתר wird die übliche Zusammenstellung mit عتر vertreten: sacrifier, chercher à rendre (Dieu) propice, prier (Dieu).

Auch פָּשַׁע soll die Bedeutung se révolter, se rebeller, s'insurger erhalten. [Gerade die angeführten ältesten profanen Stellen Reg I 12,19 II 8,20 schließen den Zustand in sich, in den jemand durch פָּשַׁע gerät; vgl. עַד הַיּוֹם הַזֶּה Das Verb dürfte denominativ sein: ein פֶּשַׁע anrichten gegen . .].

צִירִים entrailles, sicher in der Wendung נִהְפַּךְ צִירִים Dan 10,16. 1 Sam 4,19, außerdem Jes 13,8. Nur Jes 21,3 douleurs (de l' enfantement). Die erstere Bedeutung die ursprüngliche. Eine entsprechende Bedeutungsgeschichte hat griech. εἰλεός, [das nur den einen Fehler hat, kein Körperteil zu sein!].

צָלַח descendre droit sur, tomber droit sur, foudre sur. [Wieder stark theologisch bedingte Ansetzung; der Geist kommt „von oben“! 2. Sam 19,18 zeigt, daß das rasche Eilen die entscheidende Bedeutung ist; auch der Geist überkommt den Recken usw. plötzlich, blitzschnell. Im übertragenen Sinne: rasch zum Ziele führen, gelingen.]

קָצִין chef, nicht (wie in der Antike nur Mich 3,9 Vulg.) juge. [Eine Vermutung, die bei der üblichen Ableitung von קצה das ן erklärt, vgl. bei Bauer-Leander S. 270 A. 2. Ich benutze diesen Hinweis zu der Bitte an eine unserer theologischen Rezensionszeitschriften, hebr. Grammatiken nicht wieder, wie mit B.-L. Schulgrammatik geschehen, einem Herrn anzuvertrauen, der weder die Elemente der Lautlehre noch der Wortbildung beherrscht, und daher durch seine schöne Schwa-Regel den hebräischen Unterricht, soweit ihn wir Theologen geben, heillos blamiert.]

שׂרה Gen 32,29 être fort unter Änderung von וַתּוּכַל in תּוּכַל [Eine vorzügliche Konjektur, ebenso für Hos 12,5 die vorgeschlagene וַיָּשַׂר אֶת־מַלְאָךְ, die freilich bei der üblichen Ansetzung = arab. شرى noch mehr zur Geltung kommt:

Mit einem Elohim hast du gekämpft,
Menschen wirst du obsiegen!]

שַׁוְעָה deverb. pi. von imp. הוֹשִׁיעָה, wie arab. حمد, امّن, كبّر usw.

שִׁפְחָה ursprl. celle qui verse l'eau sur les mains de sa maitresse ou de son maître; vgl. die Bezeichnung des Elisa in 2. Reg 3,11.

Willing, Prof. Dr. Carl: Hebräisch. (Methode Toussaint-Langenscheidt. Original-Unterrichtsbriefe. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium Erwachsener.) Kursus II. Brief 19—36 mit 1 Beilage und Sachregister. Als Manuskript gedruckt. Berlin-Schöneberg: Langenscheidt 1925. (S. 317—616. Beilage 16, Register 11 S.) 4°. Bespr. von Georg Beer, Heidelberg.

Der jetzt vorliegende 2. Band, Lektion 37—72 umfassend, beschließt die Hebräische Grammatik Willings. Was über den 1. Band in dieser Zeitung 1925 Nr. 5 zu sagen war, gilt

auch für den Schlußband. Auf das Ganze gesehen eine fleißige, geschickte, verdienstliche Arbeit, für den Lehrer eine nützliche Anleitung zum Unterricht und für den Lernenden ein brauchbarer, etwas redseliger Führer. Nur müssen beide, Lehrende und Lernende, vor den unzähligen Druckfehler- und Flüchtigkeitskobolden auf der Hut sein, die wie in dem 1., so auch in dem 2. Band ihr neckisches Spiel treiben.

Ist doch wohl keine Seite davon verschont, auf der ein etwas längerer hebräischer Text steht. Einige aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele! S. 319 הַקְּרֻקַע, Seite 320 הַרְכִּיעִי, Seite 321 ישבת (auch S. 526 מִשָּׁה), S. 327 וַתִּקַּח, S. 526 הַזֶּה, S. 605 רָאֵב (st. רֵעַב). Ein besonderer Unstern hat über dem Hochzeitspsalm 45 gewaltet (S. 327). Willing gibt Text und Übersetung wesentlich nach Duhm. 45,6 druckt W. בלב, übersetzt aber nach Duhms Verbesserung מַלַּב. 45,2 übersetzt er מעשי „mein Lied", schreibt dann aber מעשׂי Nebenform von מעשׂה. Ebenda rückt er מהיר hinter לשוני und beruft sich auf Duhm. Dieser belässt aber in der 2. Aufl. seines Kommentars (1922) מהיר an der überlieferten Stelle. In dem unpunktierten Texte von Ps. 45 druckt W. גביר st. גבור, 2 mal שבת st. שבט, טלכותך (S. 557 punktiert er מלכותו) st. "מל, אזכירו st. "יז. Ps. 2, 7 (S. 344) steht עֲלַי (so auch transkribiert ʿelaj) st. אלי. Für 2, 11 akzeptiert W. die Verbesserung Bertholet's נשקו ברגליו, setzt aber in den Text וְשִׁקּוּ ברגליו das er dann mit „hanget ihm an" übersetzt. Ebenda 2,7 יְלַדְתִּיךָ st. "יל usw. usw.

Brief 19—27 führt einschließlich einer Übersicht über die israelitische Profetie unter Beigabe entsprechender hebräischer Texte die Geschichte des israelitischen Volkes bis zum J. 586 weiter. Brief 28—35 behandelt in Quellenauszügen die Sagenwelt Israels und die nachexilische Zeit. Sehr löblich ist in Br. 36 die Hereinziehung des hebr. N.T. (nach F. Delitzsch Ausgabe) und die auszugsweise Mitteilung von wichtigeren Evangelien-Texten. In der Syntax schließt sich der Verf. (S. 317) eng an Brockelmann an. Ein besonderes Verdienst ist Beilage 3: die wörtliche deutsche Wiedergabe der Priesterschrift (P) von Gen. 1—Ex. 24 und dann die Inhalts-Übersicht von Ex. 25—Jos. 19, 51.

Thomas, Rev. M. Bross, A. M., D. D.: **The Biblical Idea of God.** Lectures delivered before Lake Forest College on the foundation of the late William Bross. New York: Charles Scribner's Sons 1924. (VII, 197 S.) 8°. $ 1.50. Bespr. von M. Löhr, Königsberg i. Pr.

Das Buch behandelt in sechs Kapiteln: I the biblical idea of God, concrete in presentation, personal, monotheistic, spiritual. Order in time of the books. II the bibl. idea of G. in the primitive and patriarchal periods, as set forth in Genesis. III in the mosaic period, or as found in Exodus, Leviticus, Numbers and Deuteronomy. IV during the period of the judges, the times of Elijah and Elisha, and in the writings of the prophets. V in the psalms, Job and Ecclesiastes. VI in the teaching of Christ and his apostels. Verf. redet, wie er selbst im Vorwort betont, für die, welche in der gegenwärtigen Zeit der Kontroversen nach einer Führung und einer Festigung ihres Glaubens suchen. S. 187 erklärt er die Kritik an der Bibel für „important and even necessary". Aber diese Kritik muß „conservative and constructive" sein. Daher wird denn der heutigen Wissenschaft vom AT S. 25 ff. kein gutes Haar gelassen. Einen wissenschaftlichen Wert kann m. E. das Buch nicht beanspruchen.

Sulzberger, Mayer, L. L. D.: **The Status of Labor in Ancient Israel.** Philadelphia: The Dropsie College for Hebrew and Cognate Learning 1923. (V, 128 S.) gr. 8°. Bespr. von G. Beer, Heidelberg.

In ermüdender Breite bemüht sich Sulzberger um eine Geschichte der Begriffe *ger, jatom, ʾalmana, tošab, sakir, ʿani* u. ä. im AT. S. 116 ff. gibt er eine zusammenfassende Übersicht über die Resultate seiner Untersuchungen. Danach sollen gerim ursprünglich die von den Hebräern unterworfenen Kananiter sein. *Tošabim* seien die *as a peasant population* angesiedelten kananitischen Vorfahren *while those who were not so settled worked for daily wage as sekirim* (S. 117). *Jatom* und *ʾalmana*, oft zusammen mit *ger* genannt, seien die Hinterbliebenen des *ger* (S. 92). Wenn aber die gerim ursprünglich die unterworfenen Kananiter sein sollen, wie paßt dazu das Fluchwort über Kanaan Gen. 9, 25, der der עבד עבדים für Sem (= Israel) und Jefet sein soll? Vgl. auch 1. Kg. 9, 21. Vergeblich bestreitet S. (S. 30), daß Salomo Israeliten zu Frondiensten aushob. Zwar kann sich S. für seine Behauptung auf 1. Kg. 9, 22 berufen, aber die andere Nachricht 1. Kg. 5, 19 ויעל המלך שלמה מס מכל־ישראל ist unbedingt glaubhafter. War doch gerade der Despotismus Salomos gegen die eigenen Volksgenossen die Hauptursache für den Reichsbruch. Vgl. 1. Kg. 12, 4. 10 ff. S. meint freilich den Text 1. Kg. 5, 19 dahin umdeuten zu können, daß Salomo *„drafted their employers and thus imposed a tax on the employers"*! Lobenswert ist die gruppenweise Vorführung des Materials. Auch wird das Aufsteigen der *Gerim* zu einer gewissen Gleichberechtigung mit den Israeliten von S. richtig erfaßt, freilich bietet er hier nichts wesentlich Neues. Auch im einzelnen finden sich gute

Beobachtungen. Vgl. die Aufzählung der hebräischen Handwerkernamen S. 71/2. Oder so betont S. das Fehlen einer Bezeichnung für den eigentlichen Bettler. Zu weit aber geht die Behauptung S. 120: „*Classes of beggars or paupers there were none*“. Prov. 6, 11 ist מהלך doch wohl soviel wie „Landstreicher“. In Stellen wie Lev. 23, 42 ist אזרח בישראל (vgl. auch Ez. 47, 22) und Lev. 19, 39 אזרח מכם m. E. nichts anderes als das „israelitische Landeskind“. Anders S. S. 62 ff. Auch die Deutung, die S. (S. 96) dem על־האבות Deut. 18, 8 auf Grund von Ri. 17, 10 gibt, kann ich mir nicht aneignen.

Was S. an einer historischen Erfassung des von ihm behandelten wichtigen Themas hindert, ist seine literargeschichtliche Befangenheit gegenüber den Texten: Mose ist der Vater der Gesetze. Jesaja (S. 103) hat Jes. 23 (!) verfaßt usw. Ganz unberücksichtigt bleibt die religiöse Umwertung der Begriffe *'ebjon* und *'ani* in den Psalmen. (S. 114 scheint *'ani* und *'ebjon* in ψ 37 und 109 von wirtschaftlich Armen verstanden zu werden).

Gewiß ist das Eindringen des Humanitätsgedankens in die Fremden-, Sklaven- und Arbeitergesetzgebung des AT ein Ruhmesblatt für Israel — S. bietet wohl fleißig gesammeltes Material, aber noch keine eigentliche Geschichte des ganz aktuellen Themas. Wenigstens kann ich in dem, was S. uns vorlegt, keine voll befriedigende geschichtliche Behandlung des Stoffes sehen.

Giese, Fr.: Türkische Märchen. Jena: Eugen Diederichs 1925. (VI, 304 S.) kl. 8° = Die Märchen der Weltliteratur, hrsg. von Friedrich von der Leyen und Paul Zaunert. Rm. 4 —. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Giese legt hier 66 türkische Märchen verschiedenster Art und Herkunft in — soweit möglich — wortgetreuer Übersetzung vor. Die Auswahl ist sichtlich von dem Bestreben geleitet, die verschiedenen Gattungen gleichmäßig zu Wort kommen zu lassen, und daneben ursprünglich wohl auch von dem Wunsch, möglichst viele Märchen zu bieten, die noch nicht ins Deutsche übersetzt waren.

Diese letztere Absicht ist freilich z. T. dadurch durchkreuzt worden, daß inzwischen auch Th. Menzel unabhängig von Giese zwei kleine Bände türkischer Märchen verdeutscht erscheinen ließ[1], und zwar darunter den größten Teil der von Giese als „Volksmärchen“ bezeichneten Stücke. So liegt nun die hübsche Sammlung von 14 Märchen, die in Konstantinopel mehrfach unter dem Titel *Billur Kjöschk* (Giese: Kristallpalast, im Text meist: Glaspalast; Menzel: Kristall-Kiosk) gedruckt wurde, und auf die zuerst Georg Jacob[1] mehrfach aufmerksam gemacht hatte, gleich zweimal deutsch vor. Ein Vergleich beider Übersetzungen zeigt, daß beide äußerst sorgfältig und im strengsten Sinne wörtlich sind (die Menzelsche wohl eher noch wörtlicher); die geringen Abweichungen beruhen wohl teilweise auf verschiedener Auffassung wirklich nicht ganz eindeutiger Ausdrücke, mehr gewiß noch auf kleinen Textunterschieden, wie sie sich bei den verschiedenen Drucken solcher Schriften stets zu finden pflegen[2]. Sie sind aber, soweit ich kontrolliert habe, so belanglos, daß es keinen Sinn hat, sie anzuführen[3].

Als weitere Beispiele von Volksmärchen gibt Giese Nr. 15—19 die Märchen, die er selbst aus dem Volksmund aufgenommen und in seinen *Materialien zur Kenntnis des Anatolischen Türkisch* (Halle a. S. 1907) in Transkription ediert hat. Wenn auch Nr. 15 „Der dankbare Fuchs“ und Nr. 18 „Die drei Söhne des Padischahs“ sich mit dem „Fuchs als Brautwerber“ und dem „Meerroß“ in Menzels zweiter Sammlung decken und sich auch sonst hier Anklänge an bereits bekannte Märchen finden (vgl. z. B. Nr. 16 „Dschihanschah“ mit Nr. 12 von Kúnos' Volksmärchen aus Adakale), so scheinen sie mir doch, weil z. T. neu, im übrigen vielfach besser als die Parallelen, besonders wertvoll, zumal sie im eigentlichsten Sinn Volksmärchen sind.

Sehr dankenswert ist weiter der Hinweis auf die Pflege, die das Märchen unter dem nationalistischen Einfluß neuerdings in der Türkei gefunden hat. So gibt er als Nr. 20 ein Märchen, das Ömer Seifüddin im *Türk Jurdu* veröffentlicht hat, und das recht hübsch ist: nur erhebt sich hier doch die Frage, wieweit man hier von einem Volksmärchen reden kann. Gerne hätte man aus der Sammlung *Türk Masallary*, aus der das hübsche, aber zweifellos stark veredelte Märchen Nr. 21 „Der Obersterndeuter“ stammt, etwas mehr gehört[4]. Vielleicht hätte auch das eine oder andere Stück

---

1) *Beiträge zur Märchenkunde des Morgenlandes*, hrsg. von G. Jacob und Th. Menzel, II u. III: *Türkische Märchen* I u. II (Hannover 1923/4).

1) S. z. B. G. Jacob, *Türkische Volksliteratur* (Berlin 1901), S. 5 ff.

2) Ich besitze einen Druck ohne Datum, der gelegentlich von beiden Übersetzungen abweicht.

3) Bei Giese, S. 9 Z. 6 v. u., S. 16 Z. 8 v. u. „und da ist ein günstiger Wind nach Jemen“ [bzw. Stambul] weiß ich nicht, ob er eine andere Lesart voraussetzt als اشته يمن پوپه يلكن, was aber auch Kúnos, *Materialien zur Kenntnis des Rumelischen Türkisch* I, 257, Z. 13 u. 260 Z. 8 v. u. bestätigt; Menzel S. 5, Z. 17 f. und S. 16, Z. 12 f.: „Das Hinterschiff-Segel auf!“

4) S. 3 sagt Giese zwar, er gebe in den Nrn. 19—21 Proben davon; aber da 19 u. 20 anderer Herkunft sind, wie er selbst sagt, bleibt als einzige Nr. 21 übrig.

aus Zija Gök Alp's *Altyn Yschyq*[1] hier Platz finden können.

Die übrigen 45 Märchen bezeichnet Giese im Unterschied von den ersten 21 als „Kunstmärchen" und dies gewiß mit Recht. 19 davon stammen aus dem *Tutiname*, 23 aus dem *Humajunname*, 3 aus den *Qyrq Vezir*. Das *Humajunname* ist gewiß vor allem deshalb so stark vertreten, weil es hiervon noch keine deutsche Übersetzung gab, während Giese sich für die beiden anderen Sammlungen an G. Rosen und Behrnauer anschließen konnte. Dieser Gesichtspunkt ist sehr berechtigt, und gerade in den Stücken aus dem *Humajunname* zeigt sich Gieses Übersetzungskunst im besten Licht: glänzend ist es ihm gelungen, diesen „gehobenen" Stil wiederzugeben, ohne den Schwulst des Originals abstoßend nachwirken zu lassen. — Von diesem Gesichtspunkt abgesehen freilich schienen mir die *Qyrq Vezir* eher mehr Berücksichtigung zu verdienen, da diese Sammlung vielleicht doch nicht ganz im gleichen Maß fremdes Gut ist und jedenfalls nicht ebenso stark „Kunst", sich vielmehr in mancher Hinsicht dem *Billur Kjöschk* nähert. Im übrigen wäre mein Wunsch für eine Neuauflage, daß gerade die eigentlichen Volksmärchen n o c h etwas stärker vertreten wären.

Als Ganzes vermag das Buch einen guten Eindruck von der gesamten Märchen-Literatur der Westtürken zu geben in ihren manigfachen Ausprägungen. Und die Übersetzung ist ganz ausgezeichnet. Möge der hübsche Band dem türkischen Volkstum neue Freunde gewinnen.

R u l a n d, Wilhelm: **Morgenländische Märchen.** München: Georg Müller 1924. (367 S.) 8°. Hldr. Rm. 12—. Bespr. von Theodor M e n z e l, Kiel.

Das gut ausgestattete Bändchen enthält eine etwas bunte Sammlung von 38 altindischen und 41 arabischen Märchen. Das Vorwort spricht davon, daß wiederholter Aufenthalt im Orient den Verfasser bezw. Nacherzähler dazu geführt habe, diese ausgewählten Märchen zu sammeln. Von Tanger bis Kairo habe er groß und klein sich im Kreis um den berufsmäßigen Märchenerzähler auf dem Marktplatz im Eingeborenenviertel kauern gesehen.

Um eine günstige Grundstimmung für seine Geschichten bei den Zuhörern zu schaffen, sucht der orientalische Erzähler durch ein die Wirklichkeit in kühner Weise verdrehendes Wortgewirr (ein sog. t e k e r l e m e bei den Türken) den Boden vorzubereiten. Das Vorwort scheint hier eine ähnliche Rolle zu spielen. Ich möchte es fast als das beste Märchen der Sammlung bezeichnen. Wer selbst theoretisch und praktisch mit den Sprachen des Orients zu tun hat, weiß, wie viel von solchen Behauptungen in der Regel der Wirklichkeit entspricht. Denn den Erzählungen der Eingeborenen lauschen und sie verstehen sind ganz verschiedene Dinge. Weiß ich doch selbst von einem Orientalisten der alten Schule, der stets schwärmerisch von den Beduinenerzählungen und Liedern sprach, denen er gelauscht, während er es stets vermied, von der Ergebnislosigkeit seines Lauschens ebenfalls zu berichten.

Es wäre ansprechender gewesen, wenn auch weniger eindrucksvoll, offen zu sagen, daß die Sammlung eine Auswahl von Lesefrüchten, im besten Falle von Stoffbearbeitungen, aus allen möglichen Büchern vorstellen, bis zu künstlichen sog. orientalischen Märchen, wie z. B. dem von H e l o k a n d e r, die nichts mit dem Orient gemeinsam haben als ein äußerliches Gewand.

Zweifelhaft ist, ob alle in der Sammlung gegebenen Sachen unter die Kategorie „Märchen" fallen. Die Grenzen schwanken ja. Es finden sich darunter außerdem mancherlei Anekdoten und historische Erzählungen, deren Märchenhaftigkeit nur in dem orientalischen Milieu liegt, ferner Skizzen, Novellen, lehrhafte Geschichten, illustrierte Weisheitssätze, Fabeln und, wie besonders die indischen Erzählungen von vornherein erwarten lassen, Gauner- und Schelmenstreiche.

Auf den Marktplätzen zwischen Tanger und Kairo dürfte der größte Teil der gebrachten Geschichten wenig Kurswert mehr haben, ganz abgesehen von den indischen Erzählungen.

Ein näheres Eingehen auf die einzelnen behandelten Stoffe erübrigt sich, da wir ja keine Originalerzählungen vor uns haben. Es sind lauter bekannte Motive, in mehr oder minder neuen Fassungsversuchen, zugleich aber in sklavischer Abhängigkeit in Bezug auf die Namen. Die indischen Namen kann ich nicht kontrollieren, die arabischen sind in mißverstandener Kopierung wohl aus englischen und französischen Quellen übel zugerichtet und werfen ein seltsames Licht auf die orientalischen Sprachkenntnisse des Nacherzählers, dem auch mancherlei Verstöße gegen die Anschauungen des islamischen Orient mit unterlaufen. So hat er, trotz der in den letzten Jahrzehnten bei uns stark entwickelten Teppich-Liebhaberei und Erkenntnis des orientalischen Teppichs keine klare Vorstellung davon, daß die orientalischen Teppiche nicht gewirkt und gewebt, sondern meist geknüpft werden (S. 279), daß sich Roßschlächterei und Handel mit Roßfleisch und -Fett im arabischen Orient nicht findet

1) Dessen Stücke ja wohl auch meist im *Türk Jurdu* standen.

(die Tataren werden als Pferdefleischesser verachtet) (S. 259), daß man im Orient nicht mit Kandare reitet, daß die Toten nicht verbrannt werden, selbst nicht bei Epidemien (S. 246).

Als Beispiele der seltsamen Namen möchte ich nur anführen: „Kalif Mohawikye, Sohn des Abn Sophia"; „Maruan, Sohn El-Hakans, des Herrschers von Medinek" (189); „Abdel Allah" (212); Kuzeymek, Sohn des Bisr (218); Ehrimek (219); El Hakan, der Sohn des El-Leyl, Statthalter von Derbem (239); Zu-l-Kelan, der Fürt von Hemyer; Hatim-El-Zai (237); Er Zahra (240); Zu-l-Jekaheyn (243); der Todesengel Azzail (247); Jafar (250) und Djafar (267); Agha, der Barmekide (266); Sal Eddin (279); Kerbela (als Personenname) (332); Mossul und El-Mosil.

S. 164 ist Druckfehler: er begrüßte sie als ihr (nicht „ihren") Befreier.

Farmer, Henry George, M. A.: **The Arabian Influence on Musical Theory.** London: H. Reeves 1925. (22 S.) 8° = Journal of the Royal Asiatic Society Part I. 2 sh. 6 d. Bespr. von E. Beichert, Freiburg i. Br.

Während man fast auf allen Gebieten westeuropäischer Kultur einen mehr oder weniger großen Einfluß des Orients geahnt und vielfach auch schon nachgewiesen hat[1], ist die Frage nach einer Beeinflußung unserer abendländischen Musik durch morgenländische noch wenig berührt worden[2]. Ausgenommen sei hierbei jedoch die Instrumentenkunde, wo in erster Linie Curt Sachs seit langer Zeit schon auf den Orient als die Heimat der meisten europäischen Musikinstrumente hingewiesen hat[3]. Von besonderer Bedeutung für das Abendland scheint gerade auch auf instrumentalem Gebiet die arabische Musik[4] gewesen zu sein. Um so mehr vermißt man dann in früheren Abhandlungen über arabische Musik, wie z. B. bei Kosegarten[5] oder Kiesewetter[6] ein näheres Eingehen auf diese Fragen. Daher ist es dankbar zu begrüßen, wenn H. G. Farmer in seiner kleinen Studie gerade einmal dieses Problem der Beeinflußung unserer westeuropäischen Musik durch die arabische scharf ins Auge faßt und Wege zu einer Lösung zeigt.

Als Übermittler arabischer Musik nach dem Abendland bezeichnet Farmer zunächst die wandernden Jongleurs. Durch sie sollen hauptsächlich die neuen Instrumente vom arabischen Spanien her nach Westeuropa Eingang gefunden haben. Von der großen Zahl der Instrumente, die Farmer an dieser Stelle als von den Arabern überkommene aufführt, seien hier genannt die Laute, die Guitarre und das Rebec, ein mittelalterliches Streichinstrument. Schon äußerlich weisen die Namen auf den fremden Ursprung hin. *Laute* ist arabisches *al-ʿûd*, *Guitarre* lautet entsprechend im Arabischen *qitâr* und für das *Rebec* findet sich die arabische Bezeichnung *rabâb*. Noch viele andere Instrumente weisen eine solche Namenverwandtschaft auf; es sei nur hingewiesen auf die Trommel, französisch *la caisse*, arabisch *qaṣʿa*, oder auf die *Fanfare*, deren Name sich in der arabischen Pluralform *anfâr* wiederfindet.

Mit den Instrumenten wurden auch musikalische Formen übernommen, und Farmer ist der Ansicht, daß manche Form mittelalterlicher Lied- und Tanzkunst arabischen Ursprungs sei[7]. Ferner soll die Art und Weise des Diskantierens, d. h. die Ausschmückung einer Melodie (Cantus) durch eine ihr gegenübergestellte höhere oder tiefere Gegenstimme (Discantus) von den Arabern übernommen sein[8]. Überhaupt hat nach Farmer unsere ganze mehrstimmige Musik in den arabischen Schulen Andalusiens ihre Heimat; zum Beweis führt er den spanischen Chronisten Vergilius von Cordoba an, der u. a. auch von zwei Lehrern für Musik an der Schule von

---

1) Vgl. Georg Jacob: Der Einfluß des Morgenlandes auf das Abendland vornehmlich während des Mittelalters. (Hannover 1924.)

2) Auf die Beziehungen der arabischen Musik zur griechischen sowie zur mittelalterlichen im Abendland kommt neuerdings Robert Lachmann in seinen Forschungen über „die Musik in den tunisischen Städten" kurz zu sprechen; vergl. Archiv für Musikwissenschaft, V (1923) S. 136 ff.

3) Curt Sachs: Real-Lexikon der Musikinstrumente. (Berlin 1913.)

4) Vgl. Jules Rouanet: La musique arabe (1920), in Lavignac's Encyclopédie de la musique et Dictionnaire du Conservatoire; ferner Idelsohn: Hebräisch-orientalischer Melodienschatz, Bd. IV (Leipzig 1923), wo S. 52 ff. ein besonderes Kapitel über arabische Musik zu finden ist.

5) I. G. L. Kosegarten: Alii Ispahani liber cantilenarum magnus. (Greifswald 1840.)
Ders.: Die Moslemischen Schriftsteller über die Theorie der Musik, in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes, Bd. V S. 137 ff. (Bonn 1844.)

6) Kiesewetter: Die Musik der Araber nach Originalquellen dargestellt. (Leipzig 1892.)

7) Die musikwissenschaftliche Forschung wird die Beweise hierfür noch zu erbringen haben; dabei könnte vielleicht die literarhistorische Forschung, die sich mit dieser Frage schon näher befaßt hat, wegweisend sein.
Vgl. Graf Schack: Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. (Berlin 1865.)
Singer: Arabische und europäische Poesie im Mittelalter, in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1918, Phil.-hist. Klasse Nr. 13. (Berlin 1918.)

8) Als Parallelerscheinung dürfte der Einfluß arabischer Kunst auf die Gothik in Architektur und Ornament anzusprechen sein.
Vgl. Diez: Studien zur Kunst des Ostens. (Wien 1923).
Steinbrecht: Schloß Marienburg[16]. (1922.)
Ders. Thorn im Mittelalter, in Baukunst des Deutschen Ritterordens, Bd. I. (Berlin 1883.)

Cordoba zu berichten weiß, und der dabei den Begriff „musica" durch den Zusatz erklärt: „de ista arte quae dicitur organum". Es fragt sich nur, welches die Bedeutung von „organum" ist. Die mittelalterlichen Musiktheoretiker weichen in der Erklärung dieses Begriffes — wie Farmer selbst zugibt — stark von einander ab. Bedeutet organum wirklich Mehrstimmigkeit, so bleibt die weitere Frage, wie die arabischen Musiker Spaniens zu dieser Auffassung gekommen sind, da sich doch sonst im arabischen Kulturkreis — soweit er sich bis jetzt überschauen läßt — praktisch nur einstimmige Musik vorfindet. Ist die Mehrstimmigkeit überhaupt orientalischen Ursprungs, oder liegen ihre Quellen vielleicht doch in der griechischen Musik? Denn wir dürfen nicht übersehen, daß, wie z. B. in der Philosophie[1], so auch in der Musik die Araber die Vermittler griechischer Ideen durch griechisches Schrifttum für das Abendland waren. Auf diesem Wege fanden die „Harmonik und Rhythmik" des Aristoxenos, ferner die dem Aristoteles zugeschriebenen „Problemata", oder auch das in drei Büchern von Ptolemäus verfaßte Werk über die Musik (Ἁρμονικά) u. a. m. Eingang nach Westeuropa. Diese griechischen Werke bildeten ihrerseits wieder die Grundlage für die musiktheoretischen Spekulationen der Araber[2], von denen in erster Linie genannt seien Al-Kindî, Al-Fârâbî und Ibn Sînâ. Ihr Einfluß auf einen großen Teil unserer mittelalterlichen Theoretiker dürfte nach den neuesten Forschungen[3] als erwiesen gelten. Es seien hier nur die Namen eines Hermannus Contractus, Gundissalinus[4], Robertus Kilwardby und Gerhardus von Cremona angeführt. Für England, von wo aus allem Anschein nach ein besonders lebhafter Verkehr über die Normandie mit dem arabischen Spanien stattfand, kommen als Träger der neuen musikalischen Ideen besonders Alfred der Engländer, Adelard von Bath und Roger von Hereford in Betracht.

Dieser engen Fühlungnahme Westeuropas mit arabischen Theorien dürfte auch das Aufkommen der Mensuralmusik zu danken sein[5]. Dieses Mal waren es spanische Juden, die, hauptsächlich als Verbannte während der Muwaḥḥidverfolgung, ihre Glaubensbrüder im nordwestlichen Europa aufsuchten und hier die neuen musikalischen Theorien verbreiteten. So soll nach Farmer auch der *Ochetus* (latinisierte Form des arabischen Begriffs *îqâ'ât*) als eine Sonderart des arabischen Rhythmus in unsere abendländischen Musik Eingang gefunden haben. Simon Tunsted und Johannes de Muris haben ihn dann in England bekannt gemacht.

Außer dieser unmittelbaren Vermittelung arabischer Ideen an Westeuropa wirkten die Juden auch durch Übersetzung der Werke der arabischen Musiktheoretiker, so besonders derjenigen Al-Fârâbîs, an der Verbreitung der arabischen Musikanschauung mit. Noch mehr aber als auf diese hebräischen Übersetzungen stützte sich die mittelalterliche Theorie auf die lateinischen Ausgaben eines Johannes von Sevilla und Gundissalinus. Später wurde dann auch diejenige des Gerhard von Cremona herangezogen, von dem wieder Vincentius von Beauvais abhängig ist. Für England war besonders das unter dem Einfluß der arabischen Theorie stehende Werk „de Musica" Alfreds des Engländers von weittragender Bedeutung. Leider ist dasselbe nicht auf uns gekommen.

Von der Begeisterung unserer abendländischen Theoretiker für ihre arabischen Meister, ganz besonders für Al-Fârâbî, sind uns die Werke eines Walter Odington, Roger Bacon und Jeremias von Moravia Zeugen.

Nach dem 15. Jahrhundert hört dann mit dem Zusammenbruch der politischen Machtstellung Arabiens in Spanien auch sein Einfluß auf die Musik Westeuropas auf. Die großen Namen eines Ibn Sînâ und Al-Fârâbî leben in den folgenden Zeiten zwar noch weiter, verlieren aber immer mehr von ihrer einstigen Bedeutung. Der Sinn für ihre Werke und Ideen erlischt.

Der jüngsten musikwissenschaftlichen Forschung blieb es vorbehalten, erneut auf die Bedeutung der arabischen Musiktheorie für die Entwicklung der Musik im Abendland hinzuweisen. Doch läßt sich vorerst das ganze Problem nur in Umrissen erkennen, da es einerseits an einer allgemein zugänglichen Ausgabe der Werke dieser arabischen Theoretiker, besonders derjenigen Al-Fârâbîs, fehlt, andererseits auch eine Interpretation der musiktheoretischen Denkweise und der musikalischen Fachausdrücke Al-Fârâbîs noch nicht in Angriff genommen ist. Aber trotz des Fehlens einer endgültigen Lösung müssen wir doch H. G. Farmer danken, daß er Wege gewiesen und Fragen aufgeworfen hat, die der wissenschaftliche Erforscher mittelalterlicher Musik nicht

1) Überweg-Heinze: Grundriß der Geschichte der Philosophie II. Teil hrsg. von Matthias Baumgartner. (Berlin 1915.)

2) Kosegarten: Die Moslemischen Schriftsteller über die Theorie der Musik S. 147.

3) Walter Großmann: Die einleitenden Kapitel des Speculum Musicae von Johannes de Muris, ein Beitrag zur Musikanschauung des Mittelalters (Leipzig 1924), S. 47 ff. Vgl. dazu H. Besseler, Studien zur Musik des Mittelalters in Anh. f. Musikwissenschaft, Jahrg. VII (Leipzig 1925), S. 180 f.

4) L. Baur: Dominicus Gundissalinus, de divisione philosophiae. (Münster 1903.)

5) Als frühesten abendländischen Mensuraltheoristen nennt Farmer Franco von Cöln.

mehr übergehen kann, und die auch dem Orientalisten neue Ausblicke erschließen auf ein bisher leider zu stark vernachlässigtes Gebiet orientalischer Kultur und deren Einfluß auf das Abendland.

Un Africain: Manuel de politique musulmane. Deuxième édition. Paris: Éditions Bossard 1925. (189 S.) 8°. Fr. 7.50. Bespr. von G. Kampffmeyer, Berlin-Dahlem.

Es gibt für Frankreich eine doppelte „politique musulmane": eine innere, mit der Frage: wie kann Frankreich, bei der gewaltigen, sich heut im Orient vollziehenden Umlagerung, in seinen von Muslimen bewohnten Kolonialgebieten seine Herrschaft behaupten, und eine äussere: welche Stellung soll es gegenüber den andren islamischen Völkern einnehmen. Der Verfasser des vorliegenden beachtenswerten Büchleins, ein Franzose, der zehn Jahre in Marokko, wahrscheinlich als Verwaltungsbeamter, gelebt hat, hat gut beobachtet und urteilt, aus umfassender Kenntnis der Dinge heraus, mit großer Sachlichkeit und seltenem Freimut. Vor allem sei es nötig, den Islam und die Muslime zu kennen. Um sodann dem Islam gegenüber sich durchzusetzen, bedarf es ebenso wohl der materiellen Stärke wie des moralischen Gewichts. „Memento tu regere" sei eine unerläßliche Forderung. Bewilligen muß man den Muslimen, die man „schützt", vernünftige Forderungen, die ihren Bedürfnissen und ihrer Sinnesart entsprechen, nicht aber ihnen aufdrängen, was sie gar nicht haben wollen, und was weder ihren Bedürfnissen noch ihrer Sinnesart entspricht. Den Eingeborenen in Nordafrika ist materieller Wohlstand, Sicherheit, Freiheit der religiösen und einheimischen Gewohnheiten im weitesten Ausmaß zu sichern — gegen die, welche Unruhe stiften und im Trüben fischen wollen, ist unnachsichtige Festigkeit zu gebrauchen. Die äussere „politique musulmane" ist auf weite Sicht einzustellen. Eine „entente cordiale", besser ein Bündnis Frankreichs mit der Türkei und mit Italien könnte die Gefahren bannen, die sich drohend am Horizont erheben. Ließe es Frankreich dahin kommen, daß die jetzt ihm unterstehenden islamischen Provinzen und Protektorate sich einem islamischen Bunde anschlössen, dessen Haupt in Stambul oder Angora wäre — „nous n'existerions plus en Méditerranée et ne pourrions plus prétendre au rang d'une grande nation". Seine Themata handelt der Verfasser ab auf dem Grunde einer gedrängten Fülle tatsächlicher Feststellungen, die in einer kurzen Anzeige zu analysieren nicht möglich ist, und die wir der Aufmerksamkeit derer empfehlen, die sich über die hier vorliegenden Probleme der Gegenwartsgeschichte ernsthaft unterrichten wollen.

Klinghardt, Karl: Angora-Konstantinopel. Ringende Gewalten. Frankfurt a. M.: Societäts-Druckerei 1924. (265 S. mit Abb. auf Tafeln u. 4 Karten). 8°. Rm. 12.50. Bespr. von R. Hartmann, Königsberg i. Pr.

Ein neues Buch über die neue Türkei! Es ist ein gutes Buch, was man von den Erscheinungen der früheren reichlichen Produktion über das Land nicht all zu oft sagen konnte, ein Buch, das man nur warm empfehlen kann. Der Verf. hat offenkundig eine ausgezeichnete Kenntnis des Landes, hat selbst an Ort und Stelle gehört und gesehen. Und er ist, wenn er auch aus seiner Sympathie für die Männer und Kräfte des heutigen Staates kein Hehl macht, sichtlich und mit Erfolg bemüht, so objektiv wie möglich zu sein. Aber mag sein Urteil in dem einen oder anderen Fall auch zu optimistisch sein, das Bild, das er uns zeigt, bleibt noch bewundernswert genug.

Die meisten, die das verzweifelte Ringen der Türkei um ihre Existenz bis zum Sieg am Sakaria, der Einnahme von Smyrna und schließlich dem noch größeren Sieg in Lausanne mit innerer Anteilnahme verfolgt haben, werden sich selbst wohl oft die bange Frage vorgelegt haben: Wenn einmal dieser heroische nationale Kampf ausgefochten ist, der alle Kräfte in Anspruch nimmt, was mag dann aus dem Land und dem Volk werden? Wird es dann noch die Kraft haben, sich in den Gefahren des Friedens zu behaupten, oder wird dem begeisterten Anlauf nach dem ersten großen Erfolg ein Rückfall in das alte Gehenlassen folgen? Immer mehr bekam in der letzten Zeit aus den verhältnismäßig dürftigen Berichten über die neue Türkei der Eindruck das Übergewicht, daß der militärische und politische Sieg nicht aus einem Strohfeuer momentaner Begeisterung geboren sei, daß in der Tat ein neuer Geist, neue Kräfte am Werke seien, wirklich nicht bloß einen neuen Staat, nein ein neues Volk zu schaffen. Klinghardts Buch zeigt, mag er auch, wie er in der Einleitung S. 9 sich ausdrückt, „grundsätzlich vermieden" haben, „wissenschaftliches oder statistisches Material zu geben", in einem höchst anschaulichen Bild von dem gesamten Leben Anatoliens und von den Problemen, denen der junge Staat sich gegenüber sieht, die verblüffende Stärke dieses neuen Geistes. Die Bewegung zur geistigen Wiedergeburt der Türkei, die seit einigen Jahrzehnten in der türkischen Literatur zu erkennen ist, und die — von Klinghardt, der nicht Orientalist ist, sondern anscheinend im praktischen Leben steht, nicht

erwähnt — gerade auch in Deutschland mit lebhaftem Interesse verfolgt wurde, scheint wirklich stark genug gewesen zu sein, dem türkischen Volk in seinen wichtigsten Teilen einen neuen Lebensgrund, ein neues Lebensziel zu geben. Trifft das zu — und es kann kaum mehr ein Zweifel daran sein —, so stehen wir vor einer der denkwürdigsten Umwälzungen der neueren Geschichte überhaupt. Und das Beispiel Japans, das Klinghardt — ebenso übrigens wie türkische Schriftsteller — zum Vergleich heranzieht, scheint dann nicht zu hoch gegriffen. Klinghardt macht auch dem Zweifler — und wer wäre das nicht bis zu einem gewissen Grade immer noch gewesen? — durchaus klar, daß kein Grund vorliegt, die Zukunft der neuen Türkei pessimistisch zu beurteilen.

Das schöne, mit vielen wertvollen Abbildungen (auch Porträts führender Persönlichkeiten) geschmückte Buch ist in jeder Hinsicht dazu angetan, das Interesse weiterer Kreise für das uns leider ferner denn je gerückte Land wachzuhalten oder wieder wachzurufen.

Roth, R., u. W. D. **Whitney: Atharva Veda Sanhita.** 2., verb. Aufl., besorgt von Max Lindenau. Berlin: Ferd. Dümmler 1924. (XIX, 390 S.) gr. 8°. Rm. 25 —. Bespr. von F. Otto Schrader, Kiel.

Diese Neuauflage in Obraldruck ist eine Reproduktion eines verbesserten lithographierten Abdruckes der editio princeps. Die Seitenzahl ist also geblieben, dagegen sind infolge kleineren Formates die Zeilen um nicht ganz $1^1/_2$ cm, die Seitenlänge um 3 Zeilen der Erstauflage kürzer. Die Verbesserungen sind als solche im Text unerkennbar, aber nebst der verdrängten Lesart im Vorwort aufgezählt. Ausschließlich im Vorwort sind die Verbesserungen für die in L.'s Vorlage fehlenden Seiten 353—360 nachzusehen, da diese Seiten ohne Textänderung aus einem anderen Exemplar abgedruckt werden mußten; desgleichen gewisse andere Verbesserungen, die aus technischen Gründen im Text selbst unterbleiben mußten. Der Druck ist nicht überall ganz deutlich ausgefallen: so steht auf S. 384 (Textzeilen 3 u. 2 von unten) scheinbar सम्भव° statt समंभव° und ब्राह्मे statt क्राले.

Der Neugestaltung des Textes liegt Whitneys in der Harvard Oriental Series erschienene Übersetzung nebst Kommentar zugrunde, in denen auch ein großer Teil der Mitarbeit Roths enthalten ist. Ziel des Herausgebers war, „den Text möglichst getreu so zu gestalten, wie ihn Whitney ultima manu ediert hätte". Er hat deshalb außer Whitneys eigenen Berichtigungen auch die von Lanman angemerkten Druckfehler und sonstigen kleinen Versehen berücksichtigt, ja „sogar einige kleine Akzentfehler, die Whitney und Lanman offenbar nur übersehen hatten, im Texte ohne jedes Bedenken verbessert". Im übrigen hat er strengste Beschränkung geübt: wo ihm eine Lesart als die von Whitney bevorzugte nur wahrscheinlich, nicht gewiß war, hat er dieselbe zwar in den Text aufgenommen, aber im Vorwort in der Liste der Korrekturen durch ein Fragezeichen gekennzeichnet; wo er zu keiner Entscheidung kommen konnte, hat er den Text unberührt gelassen und nur in der genannten Liste die betr. Lesart erwähnt.

Die Neuausgabe ist also ein Notbehelf, insofern eine nicht geringe Anzahl sicherer Verbesserungen, nämlich die meisten der in der Liste des Vorworts mit „Lies" eingeführten, im Texte nachzutragen sind. Sie hat ferner den Nachteil gegenüber der Erstausgabe, daß in ihr das ganze 20. = letzte Buch fehlt, weil es Whitney weder übersetzt noch kommentiert hat. Endlich ist bedauerlicherweise aus ökonomischen Gründen auch unterlassen worden, ein Verzeichnis der im Texte enthaltenen Konjekturen beizufügen.

Aber die Neuausgabe war eine dringende Notwendigkeit, und wir haben deshalb alle Ursache, Herrn Dr. L. für die große Mühe, die er auf sie verwendet hat, dankbar zu sein. Seiner in Aussicht gestellten Bearbeitung des 19. Buches und der Kuntāpa-Hymnen sehen wir mit Spannung entgegen.

Stutterheim, Willem: **Rāma-Legenden und Rāma-Reliefs in Indonesien.** München: Georg Müller 1925. (I, Textband. XX, 333 S.; II, Tafelband. 230 Taf. u. Index.) 4°. = Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen, hrsg. von Karl Döhring. Bespr. von Jarl Charpentier, Upsala.

Einmal lebte vielleicht in der uralten Stadt Ayodhyā ein Königssohn, namens Rāma, der mit Sītā, einer Prinzessin von Videha, vermählt war. Durch die Kabalen seiner Schwiegermutter wurde er gezwungen, das Reich seines Vaters zu verlassen, und zog, von seiner Gemahlin und seinem lieben Bruder Lakṣmaṇa begleitet, nach Süden, wo diese drei Jahre lang in den Wäldern des Dekkan, die damals von Ureinwohnern und spärlichen brahmanischen Einsiedlern bewohnt waren, hausten. Nach vielen Abenteuern kehrten sie später nach Ayodhyā zurück, wo Rāma den Thron seines Vaters erstieg. So weit kann das alles historisch sein; denn ränkevolle Königinnen, nachgiebige Könige und sogar — trotz Kauṭilya II, 17 — gehorsame Königssöhne hat es seit jeher in Indien gegeben.

Bald setzte aber die Legendenbildung ein, und es sammelte sich um diesen Rāma ein Cyklus von märchenhaften Gedichten, die dann — vielleicht im 5. vorchristlichen Jahrhundert, vielleicht auch früher, denn darüber wissen wir nichts — von dem großen Dichter, dem Ādikavi Vālmīki, zu dem ersten der indischen Kunstepen, dem Rāmāyaṇa, verarbeitet wurden. Da ist Rāma gewissermaßen schon dem Menschlichen entrückt, indem er den Gegner und Besieger des riesenhaften Ungeheuers Rāvaṇa, der auf der fernen Insel Laṅkā haust und von dort aus die Welten der Götter und Menschen bedrängt, geworden ist[1]. Und wie sich die Proportionen des Rāvaṇa allmählich vergrößern und er als eine Reinkarnation eines dämonischen Wesens, das schon früher die Dreiwelt mit Untergang bedroht hat, betrachtet wird, so muß auch Rāma ins Gigantische wachsen. So ist er allmählich eine Inkarnation des Viṣṇu, des Gottes, der zur Zeit schwerer Not den Göttern und Menschen Rettung bringt, geworden. Vālmīki hat das vielleicht noch nicht gesagt oder geglaubt; es ist aber die notwendige Konsequenz der von ihm ins Gedicht verarbeiteten Volkssagen über Rāma.

Späterhin ist nun der Kampf mit Rāvaṇa etwas in den Hintergrund getreten, und man hat besonders an das Verhältnis Rāmas zu Sītā gedacht. Diese beiden — samt Lakṣmaṇa — sind die Lieblinge ungezählter Millionen Hindus geworden; und von Vālmīki bis Tulsī Dās haben hunderte von mehr oder weniger inspirierten indischen Dichtern die Sage des Rāma sich zur Aufgabe ihrer Kunst gewählt. So finden sich über ganz Indien eine noch ungezählte Menge von Rāma-Gedichten, von denen bisher wohl nur die wenigsten eingehend studiert worden sind, und die unter sich an einzelnen Punkten bedeutende Verschiedenheiten aufweisen. So finden sich auch innerhalb Vorderindiens Mengen von bildlichen Darstellungen der Rāma-Sage — wie sie ja z. B. schon von Bhavabhūti geschildert werden —, die uns, wenn sie genau untersucht sein werden, ein ungemein wertvolles Material auch zur Rekonstruktion der literarischen Quellen darbieten werden.

Es ist ein großes Verdienst des Herrn Stutterheim, daß er in seinem sehr beachtenswerten Werke ausführlich über die Divergenzen, die sich zwischen den verschiedenen Versionen des Rāmāyaṇa zeigen, ausführlich — wenn auch natürlich nicht erschöpfend — gehandelt hat. Das grundlegende Werk der Rāmāyaṇa-Forschung bleibt noch immer das berühmte Buch von Jacobi. Gegenstand seiner Untersuchungen bilden aber nur verschiedene Rezensionen von Vālmīkis Epos; es zeigt sich aber immer mehr, daß wir unseren Überblick auch auf andere Versionen sowohl inner- wie auch außerhalb Indiens erstrecken müssen. Weil Einzelheiten in späteren Versionen der Rāma-Sage sich nicht bei Vālmīki finden, dürfen diese nicht unbedingt als Neuerungen beurteilt werden; auch darf ein Zug, der sich nur bei Vālmīki findet, nicht immer den Anspruch auf absolute Priorität behaupten.

Stutterheim hat sehr verdienstvoll über Rāma in der Literatur und Volkssage sowie über die malayische und javânische Rāma-Sage gehandelt; dann verfolgt er mit Erfolg den Ursprung verschiedener Abweichungen der indonesischen Rāmāyaṇas, von denen sich die meisten — ja, wahrscheinlich alle — in verschiedenen indischen Rezensionen des Epos nachweisen lassen. Auf Grund des somit Auseinandergesetzten lassen sich nun weiter Vergleiche zwischen den verschiedenen Rāma-Sagen und dem Epos des Vālmīki, das natürlich bei weitem nicht alle lokale Varianten aufgenommen hat, durchführen.

Der spätere Teil des Textbandes behandelt dann Rāma in der bildenden Kunst und beschäftigt sich besonders eingehend mit den vom Verfasser untersuchten Reliefs der javanischen Tempelkomplexe von Lara Djonggrang und Panataran. Es folgen dann eingehende Vergleiche sowie einige Notizen über Rāma-Reliefs an dem Viṣṇu-Tempel in Deogarh. Den stattlichen ersten Band beschließen ausführliche Anmerkungen, die leider nach und nicht unter dem Texte gegeben worden sind, sowie ein Literaturverzeichnis und ein Index. Der zweite Band gibt, in ausgezeichneten Reproduktionen, die Reliefs von Lara Djonggrang — von denen mehrere durch ihre lebhafte und humorvolle Darstellung unsere Bewunderung erwecken — und von Panataran sowie mehrere Abbildungen von Material, das für die stilkritische Beurteilung der Hauptgegenstände der Untersuchung von Gewicht ist.

Herr Stutterheim hat mit großer Energie und Gelehrsamkeit seine Aufgaben verfolgt und ist gewiß zu den gewonnenen Resultaten zu beglückwünschen. Außerordentlich wichtig für die Forschung ist schon die Veröffentlichung dieser für die Bearbeitung der Rāma-Sage so beachtenswerten Reliefs; noch wichtiger ist aber der Versuch, der hier gemacht wird, das Verhältnis verschiedener Versionen des Rāmāyaṇa zueinander aufzuklären, und es muß der Wunsch hier ausgesprochen werden, daß sich Herr Stutterheim der weiteren Erforschung besonders

1) Daß sich in der Rāvaṇaepisode — wie man vielfach geglaubt hat — etwas Historisches birgt, glaube ich nicht. Es ist aber eigentümlich, daß in Südindien unter niedrigen Stämmen Rāvaṇa, nicht Rāma verehrt wird.

der indonesischen Rāma-Epen widmen wird, für die er so große Voraussetzungen besitzt. Einmal wird wohl die Forschung dazu kommen, eine vollständige Geschichte der Rāma-Sage in ihren verschiedenen Verzweigungen schreiben zu können. Notwendige Voraussetzung dafür sind aber detaillierte Untersuchungen über alle die Sonderversionen, in welchen die Sage jetzt vorliegt. Dabei wird es sich endlich zeigen, inwieweit Vālmīki die ursprüngliche Form der Sage — oder Sagen — erhalten oder umgeformt hat.

Bisweilen fühlt man sich wohl durch die Argumentation des Verfassers weniger überzeugt; aber dasjenige wissenschaftliche Werk ist noch nicht geschrieben worden, das gleich einen jeden überzeugt hat, und so etwas kann einem Autor nicht als Schuld angerechnet werden. Man möchte auch wünschen, der Verfasser hätte sich — besonders in dem früheren Teil des Werkes — etwas mehr bemüht, lange und kurze Vokale genau zu unterscheiden; das ist aber auch Nebensache. Es mögen schließlich ein paar kleine Bemerkungen und Fragen folgen, die aber auch nicht dazu da sind, den Wert des Werkes, der von dem Rezensenten sehr hoch geschätzt wird, zu schmälern.

Zu dem auf S. 16 gesagten mag bemerkt werden, daß nach südindischer Tradition Hanumat ein Sohn Śivas ist (vgl. z. B. Bull. S. O. S. II, 738); ebenso, wenn auf S. 56 berichtet wird, Rāma sei von einem Sohne Rāvaṇas in die Unterwelt weggeraubt worden. Der auf S. 33 erwähnte *Ki Subrisu* (l. *Kisub risu*) ist natürlich *Kaśyapa* (*ṛṣi*), der ja nach der Tradition Vater des Garuḍa ist; daß *Dasampani* (= *Sampāti*) und *Tjĕntaju* (= *Jaṭāyu*) als dessen Bruder aufgefaßt werden, ist nicht besonders wunderbar. Wenn auf S. 271 ein *Lasatien* als Vater des Rāvaṇa erwähnt wird, so soll der arg verstümmelte Name offenbar = *Pulastya* sein; übrigens deuten diese auf *-n* oder *-na* (z. B. *Bĕrdana* = *Bharata*) endigenden Namen offenbar auf tamulische Quellen hin.

Daß Baldæus (S. 85) nicht auf einer Linie mit dem gewissenhaften und gut unterrichteten Roger genannt werden darf, kann aus Bull. S. O. S. II, 731 ff.; III, 413 ff. gelernt werden. Wenn auf S. 86 statt Śiva in einem Bericht Adam dem Rāvaṇa seine Gnade verleiht, so soll daran erinnert werden, daß im J. 1560 P. Ludovicus Froes über die Geburt des Gaṇeśa berichtete, dessen Eltern er als Adam und Eva bezeichnete (vgl. auch Baldæus ed. De Jong p. XVI f.); Rose Glossary of Tribes and Castes I, 260 berichtet auch, daß man im Punjāb bisweilen den Śiva als Bābā Adam bezeichnet. Die Identifikation entstammt offenbar muhammedanischen Quellen.

Was auf S. 96 über Gleichsetzung des Rāma Dāśarathi mit dem persischen Rāma Hvâstra vermutet wird, kommt einem als sehr unwahrscheinlich vor; daß Rāma bisweilen als Vater des Hanumat aufgefaßt wird, scheint mir inbetracht ihrer sehr nahen Verbindung nicht als besonders bemerkenswert. Auf S. 98 f. wird die gut bekannte Geschichte des *Bhasmāsura* gestreift — man wundert sich nur, daß dabei der Name dieser Person nicht genannt wird. Zu den auf S. 124 erwähnten indischen Wandmalereien kommen auch die von Jouveau-Dubreuil IA LII (1923), 45 ff. bei Sitannavāsal in Südindien gefundenen sowie natürlich ein Teil der zentralasiatischen.

Ganz bestimmt muß man aber opponieren, wenn der Verfasser (S. 125 f.) behauptet, die Lehre von den *avatāras* habe keinesfalls früher als in den ersten Jahrhundert n. Chr. Eingang gefunden. Dies ist natürlich ganz falsch, denn wir wissen ja, daß *avatāras* sehr viel früher da waren. Die ganze Frage ist aber an dieser Stelle auf den Kopf gestellt worden; es handelt sich nicht um das Alter der *avatāras* überhaupt, sondern vielmehr darum: wann wurde Paraśurāma zuerst allgemein als *avatāra* aufgefaßt? Bei Kālidāsa ist er das noch nicht, und es erscheint überhaupt zweifelhaft, ob er jemals außerhalb gewisser Gegenden Indiens allgemein anerkannt worden ist. Überhaupt erfordert diese interessante Gestalt dringend eine eingehende Untersuchung.

Daß in Lara Djonggrang sich auch ein Tempel des Brahmā befindet (S. 134), ist sehr interessant, wenn man sich der spärlichen Heiligtümer dieses Gottes innerhalb Indiens erinnert[1]. Wenn im Raghuv. XI, 66 Paraśurāma den Rosenkranz über das rechte Ohr geschlungen trägt (S. 150), so soll daran erinnert werden, daß bei gewissen Riten die *akṣamālā* so getragen werden muß. Daß Pulakeśin II. eine persische Gesandtschaft empfing, soll nach Foucher JA. 1921: 1, S. 220 f., 237 nicht mehr auf Grund eines Ajaṇṭā-Gemäldes behauptet werden. Auf S. 267 f. (n. 434) vermisse ich einen Hinweis auf Lüders' beachtenswerte Abhandlung in SBPrAW. 1916, s. 698 ff.

Diese sehr unvollständige Besprechung, die durch verschiedene Beschäftigungen des Rezensenten leider allzu lange Zeit verspätet worden ist, schließe ich mit dem Wunsch ab, wir mögen Herrn Stutterheim auf dem Gebiet, das er so verdienstvoll zu bearbeiten angefangen

1) Vgl. z. B. Barnett Hindu Gods and Heroes p. 111; Grant-Duff History of the Marathas (ed. 1921) I, 19 usw.

hat, bald wieder begegnen. Wir sind ganz sicher berechtigt, von ihm weitere wichtige Veröffentlichungen zu erwarten.

Kennedy, Melville T., M. A.: **The Chaitanya Movement.** A Study of the Vaishnavism of Bengal. Calcutta: Association Press und London: Oxford University Press 1925. (XII, 270 S.) kl. 8° = The Religious Life of India, ed. by J. N. Farquhar and N. Macnicol. Bespr. von H. v. Glasenapp, Berlin.

Das Buch versucht zum ersten Male eine Gesamtdarstellung der religiösen Bewegung zu geben, die sich an den Namen des berühmten bengalischen Heiligen Caitanya (1486—1534) knüpft. Das erste Kapitel ist den geschichtlichen Voraussetzungen der Bewegung gewidmet, die drei nächsten handeln vom Leben Caitanyas, dann folgt eine Darstellung der Geschichte der Sekte sowie eine solche ihrer Lehre und ihrer Literatur. Zwei Abschnitte beschäftigen sich mit der sozialen Organisation und dem Kult der heutigen Caitanya-Anhänger, endlich wird das Verhältnis zum Christentum erörtert. Alles in allem ein sehr nützliches Werk, das unsere Kenntnisse von dem Reformator aus Navadvîpa zusammenfaßt und bereichert. Es ist freudig zu begrüßen, daß die bisher von Indologen wie von Religionshistorikern so arg vernachlässigte Geschichte des hinduistischen Sektenwesens jetzt endlich die ihr gebührende Aufmerksamkeit findet. In Einzelheiten bedarf Kennedys Werk der Berichtigung und Ergänzung; so hätte z. B. bei dem Abschnitt über die Lehre Baladevas Govindabhāṣya herangezogen werden sollen. Wenn der in bengalischer Schrift gedruckte Sanskrittext dieses wichtigen Werkes heute, soviel ich weiß, auch sehr selten geworden ist (ich selbst erhielt ein Exemplar durch die Freundlichkeit S. H. des Maharaja Birendrakishore Manikya Bahadur von Hill Tippera), so hätte doch wenigstens die in der Sammlung „Sacred Books of the Hindus" erschienene englische Übersetzung mit Nutzen verglichen werden können. Eine Erwähnung hätte auch Otto Stursbergs Berliner Dissertation über das Caitanyacaritâmṛta des Kṛṣṇadās verdient. Mit dem Schlußabschnitt „The Chaitanya Movement in Relation to Christianity" wird man sich kaum befreunden können. Es ist verständlich, daß ein von Young Men's Christian Association verlegtes Buch eines Missionars notwendigerweise einen Abschnitt über das Verhältnis des Dargestellten zum Christentum enthalten muß, und es ist ebenso begreiflich, daß bei einem Vergleich beider Religionen natürlich nur das Christentum gut abschneiden kann. Wenn man diese Momente aber auch berücksichtigt, so wird man trotzdem nicht umhin können, festzustellen, daß die Art und Weise, wie der Autor beide Religionen einander gegenüberstellt, wenig glücklich ist. Man kann nicht eine einzelne indische Sekte mit dem gesamten Christentum vergleichen und dann nach Belieben den einen oder anderen Punkt aus der langen Geschichte des christlichen Glaubens herausnehmen, um daran zu demonstrieren, im Christentum sei alles besser. Historisch richtiger wäre es gewesen, wenn der Autor eine bestimmte christliche Persönlichkeit, z. B. Caitanyas Zeitgenossen Luther, und die von ihm ausgehenden Bewegungen zu Caitanya in Parallele gesetzt und dann gezeigt hätte, wie bedeutsam die Unterschiede zwischen indischem und abendländischem Denken, trotz mancher Ähnlichkeiten, sind. Bei der von Kennedy geübten Weise zu vergleichen, hätte im übrigen auf manche überraschende Parallele zwischen dem Christentum und Caitanyas Lehre aufmerksam gemacht werden sollen, so, daß beide Glaubensformen die Ewigkeit der Höllenstrafen lehren (dies wird von Baladeva in seine Govindabhāṣya im Anschluß an Madhva als Lehre Caitanyas angesehen) oder daß die fünf Stufen der Bhakti im Wesentlichen den fünf Staffeln entsprechen, welche Angelus Silesius in seinem „Cherubinischen Wandersmann" (II, 255) nennt.

Richter, Julius: **Indische Missionsgeschichte.** 2. Aufl. Gütersloh: C. Bertelsmann 1924. (570 S.) M. 9—. Bespr. von I. W. Hauer, Marburg.

Der als Missionsschriftsteller wohlbekannte Professor der Missionswissenschaft an der Berliner Universität hat uns mit der 2. Aufl. seiner Indischen Missionsgeschichte (Erster Band einer Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte) ein gewichtiges Werk geschenkt.

Die Einleitung gibt einen guten Überblick über die Geographie, die Völker und Sprachen des heutigen Vorderindien. Kleine Ungenauigkeiten, wie z. B. die Bezeichnung der heutigen indoarischen Sprachen als „Tochtersprachen des Sanskrit" und die Behauptung, die arischen Einwanderer in Indien hätten sich den Namen „Arier" nicht als Volksnamen beigelegt (in dieser Fassung nicht richtig!), dürften in einer neuen Auflage in Anlehnung an fachmännische Darstellungen verbessert werden. Das kurze Referat über die Kasten S. 21 ff. ist präzis und klar, die einleitenden Bemerkungen über die Religionen Indiens dagegen sind ungenügend. Es folgt im I. Kap. eine Darstellung der Ausbreitung des Christentums in Indien bis zum Eintritt der evangelischen Mission. Einen gebührend breiten Raum nimmt die Geschichte der „Thomaschristen" ein. Der Verfasser hat sich gründlich orientiert und seine im allgemeinen rein sachlich berichtende Dar-

stellung wird in diesem Abschnitt da und dort eindringlich und fesselnd. Kaum genügend gewürdigt sind die römischen Missionsversuche. Vor allem scheinen mir die beiden großen Gestalten, Franz Xavier und Robert de Nobili, nicht positiv genug bewertet. Die machtvolle Persönlichkeit der beiden Missionare, die doch beim Erfolg ihrer Arbeit von ausschlaggebender Bedeutung war (besonders für Nobili trifft dies zu!), wird von der fast nur negativ-kritischen Betrachtung ihrer allerdings in manchen Stücken sehr angreifbaren Methoden ganz verdeckt. Auch der Abschnitt über die katholische Missionsarbeit im 19. Jahrh. gibt keine rechte Vorstellung von den Leistungen der katholischen Missionen, z. B. auf dem Gebiet des höheren Schulwesens. Diese Abschnitte müßten in einer neuen Auflage gründlich überarbeitet und erweitert oder fortgelassen werden. Vielleicht würde in einer „Allgemeinen Evangelischen Missionsgeschichte" ein Hinweis auf die vorhandene katholische Literatur, von einigen kritischen Bemerkungen begleitet, genügen. Sehr schön ist die Geschichte der dänisch-hallischen Mission, deren große Gestalten allerdings auch zu hingebender Darstellung anregen, und ganz ausgezeichnet ist der Bericht über die Entwicklung der evangelischen Mission im 19. Jahrhundert, besonders die Schilderung des Zeitalters von W. Carey und A. Duff. Hier hat Begeisterung dem Verfasser die Feder geführt. Viel zu kurz scheint mir dagegen die deutsche Missionsarbeit im 19. Jahrh., besonders die der Basler Mission, behandelt zu sein. Einige der hervorragenden Gestalten, wie Hebich, Mögling, Gundert hätten eine eingehende Würdigung gelohnt, da sie um Grundsätzliches gerungen haben. Im V. Kap., „Der Missionsbetrieb", zeigt Richter seine Hauptstärke: eine ganz außerordentliche Belesenheit auf dem Gebiet der Missionsliteratur, die überhaupt dem Buche das Gepräge gibt. Man staunt darüber, bis in welche Einzelheiten hinein der Verfasser Bescheid weiß. Dazu kommt in Kap. VI eine mit großem Fleiß zusammengestellte Statistik, die auch sachlich von Wert ist.

Am wenigsten befriedigen mich Kap. IV, „Probleme der indischen Mission", und Kap. VII „der Kampf der Geister". Auf 25 Seiten (Kap. IV) eine Art Auseinandersetzung mit den verschiedenen Religionen Indiens vom christlichen Standpunkte aus zu geben ist ein sehr gewagtes Unterfangen. Auch hier wieder ist die Auseinandersetzung mit den Kastenproblemen äußerst gründlich. Aber im religiösen Bereich ist der Verfasser der Gefahr nicht entgangen, mit Hilfe von schematischen Abkürzungen der indischen Religionen zu leichthin radikale Gegensätze zum Christentum zu konstatieren und zu verwerfen, wobei letztes Gemeinsames übersehen und die positiven religiösen Mächte nicht genügend gewertet werden. Man vermißt hier oft ein genügend tiefbohrendes und sympathisches Eindringen in das innerste Wesen der indischen Religiosität in seinen verschiedenen Ausdrucksformen. Warum erwähnt Richter z. B. die Bhakti-Religion, die doch wahrlich nicht nur oberflächliche Verwandtschaft mit dem Christentum zeigt (vgl. z. B. R. Otto, Viṣṇu Nārāyaṇa, Texte zur indischen Gottesmystik), eben nur im Vorbeigehen und nimmt den indischen Pantheismus nur in seiner extremsten Form? Überhaupt: Ist „der indische Pantheismus" ein so einheitlicher Begriff? Hier zeigt sich das Verhängnisvolle der schematischen Abkürzungen überaus deutlich. Kann man ferner den doch immerhin bedeutenden indischen Heiligen der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts, Rāmakṛṣṇa, aus dessen Leben und Aussprüchen heute noch in Indien Tausende, und viele der besten, Erleuchtung und Leitung nehmen, um einiger Seltsamkeiten willen einfach abtun als einen „der abenteuerlichsten Sanyasis, die in Kalkutta von sich reden gemacht, . . . dem Prof. Max Müller durch Abfassung seiner Biographie (Ram Krishna, his life and sayings, London 1898) zu einer unverdienten Berühmtheit verholfen hatte"?

Eine Anzahl störender Druckfehler und Versehen sollten in der nächsten Auflage verschwinden:

S. 105 1600 st. 1660; S. 212 1834 st. 1854 und 1843 st. 1834; S. 186 Anm. True yokefellows statt des peinlichen joke-fellows; S. 534 ist eine „Londoner physikalische Gesellschaft" erwähnt: dies ist ein Versehen: es handelt sich um „The London psychical Research Society" und muß wiedergegeben werden mit: „Londoner Gesellschaft für psychische Forschungen".

Zusammenfassend ist dem Werke auf dem eigensten Gebiete des Verfassers, dem der ev. Missionsgeschichte, um seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit willen vollste Anerkennung zu zollen. Es ist eine gute Leistung deutschen Gelehrtenfleißes und der Hingabe an die Sache.

Shen-yi und Heinrich Stadelmann: China und sein Weltprogramm. Dresden: F. M. Gutewort 1925. (164 S.) gr. 8°. Rm. 7 —. Bespr. von F. E. A. Krause, Heidelberg.

Es wird für uns immer von Wert sein, wenn ein Chinese sich ausspricht über die Wirkungen der westlichen Beeinflussungen auf das Leben und die Entwicklung seiner Heimat, über die Probleme der Modernisierung Chinas und die inneren Hemmungen für die Möglichkeit einer Erreichung gewünschter Resultate, über die Aufgaben und Aussichten des Neuen China.

Shen-yi ist ein überzeugter Anhänger der Richtung des kürzlich, am 12. März 1925, verstorbenen einflußreichen Reformers Sun J-hsien, in südchinesischer Aussprache Sun Yat-sen, dessen politische und soziale Theorien in China von der einen Seite begeistert ergriffen, von der anderen lebhaft bekämpft worden sind und heute noch werden. Die radikale Republikaner-Partei des Südens steht im schärfsten Gegensatze zur offiziellen Regierungs-Partei des Nordens.

Das vorliegende Buch ist ganz aus dem Geiste Sun Yat-sen's heraus geschrieben und verkörpert daher durchaus dessen Gedanken. Sein Hauptkern ist eine Darlegung des Programms, das Sun zum Aufbau des republikanischen China entworfen hat, und eine eingehende Erörterung seiner einzelnen Teile. Der Leser wird einen deutlichen Begriff erhalten von der Lebensarbeit des Mannes, seiner hohen Begabung für eine sozial-politische Führerrolle, und seinem tiefgehenden Einfluß auf die Volksstimmung des Landes, namentlich die Einstellung der jungen Generation des heutigen China mit ihren weitzielenden Plänen und nationalen Hoffnungen.

Den Ausgang nimmt die Schilderung von dem Unrecht, das China als Staat und Volk vom Auslande erfahren hat, von dem Eingreifen Englands beim Opium-Kriege bis zur politisch-wirtschaftlichen Bevormundung durch die fremden Mächte, die ihre Sonderrechte in China genießen, deren völlige Beseitigung nach dem Vorgange von Deutschland und Rußland die Voraussetzung bildet zu selbständiger Entfaltung des schwachen, aber an Produkten und Menschenkräften, sowie geistigen Werten reichen China. Mit bitteren Worten zeichnet Shen-yi das Wesen der unberechtigten Übergriffe, die der Westen in vielfacher Weise gegen das Eigenleben des Osten begangen, schildert den Prozeß allmählichen Erwachens des 400 Millionen-Volkes und die nach der Revolution laut gewordenen Forderungen nationalen Freiheitsstrebens. Sein Vorwurf, daß die Abendländer die Chinesen früher wie heut nicht richtig kennen, ist ebenso wahr, wie der Protest gegen fremde Vergewaltigung und Ausbeutung berechtigt erscheinen muß.

Daß bei der Schilderung der inneren Wirren der letzten Zeit in China manche Tatsachen verschoben sind, liegt an dem konsequent vertretenen Parteistandpunkt, der in der Beurteilung der Gegenströmungen nicht objektiv sein kann. Die Schwierigkeiten, die der reibungslosen Durchführung des hier vorgeführten „Aufbau-Programms" entgegenstehen, werden wohl als zu einfach aufgefaßt. Die wahre Lage Chinas ist wohl durch das vielfache Ineinandergreifen so zahlreicher innerer und äußerer Faktoren als wesentlich schwieriger anzusehen. Die Zukunft wird lehren müssen, wieviel an dem kühn entworfenen Plane Sun Yat-sen's utopistisch ist und bleiben muß, wieviel davon das chinesische Volk in der neu begonnenen Ära wird praktisch verwirklichen können. Die großen und schweren Aufgaben der staatlichen, wirtschaftlichen und geistigen Umstellung des gewaltigen Organismus, mit dem eine systematische Erziehung der Volksmassen und zielbewußte Entwicklung des Nationalbewußtseins verbunden sein muß, erfordert den starken Optimismus, von dem dieses Buch Zeugnis ablegt. Jeder Freund Chinas wird wünschen, daß das Freiheits-Programm des großen Volkes in seinen Hauptrichtlinien zum Erfolge führen möge, ohne daß er wohl mit der Umgestaltung der chinesischen Welt zu ihren neuen Formen die Erwartung des Anbruches einer neuen Ära für die Menschheit überhaupt verbinden darf.

Was uns Shen-yi in seinem Buche sagt, wird manche Fragen anregen, die uns vielleicht in etwas anderer Weise als den Verfasser beschäftigen, die aber sicherlich auch von unsrem Standpunkte aus Probleme von ernster Bedeutung sind. Die Abschnitte, die Heinrich Stadelmann als Einführung und Schlußwort zu schreiben für notwendig befunden hat, freilich sind eine recht schmerzhafte Beigabe, die man nicht ohne Kopfschütteln und Bedauern lesen kann. Man muß sich dabei doch fragen, welchen Eindruck ein gebildeter Chinese gewinnen soll aus einer solchen Darstellung des europäischen Entwicklungsganges von einem höchst anfechtbaren Standpunkte, dessen Einseitigkeit mit den Tatsachen des historischen Bildes in starkem Widerspruche steht und gerade an dieser Stelle höchst unangebracht anmuten muß.

Voskamp, D. C. J.: **Chinesische Gegensätze.** Mit einer Vorbemerkung und Randbemerkungen von Fritz Wertheimer. Berlin: Ev. Missions-Gesellschaft 1924. (71 S.) 8°. Rm. 2 —. Bespr. von E. Hauer, Berlin.

Das Büchelchen enthält zwei Beiträge von sehr ungleichem Werte, nämlich 1. Li Lien-ying, Das Lebensbild eines Obereunuchen am Kaiserhofe in Peking von Liang Yên, und 2. Pädagogische Briefe des Tsêng Kuo-fan. Ein Beitrag zur Kenntnis der Erziehung in China.

Der erste Aufsatz, der den Hauptteil des Buches einnimmt (S. 5—49), ist das minderwertige Lügengewebe eines haßerfüllten Kantonesen, der dem Pekinger Hofe um jeden Preis Schlechtes nachsagen will. Dr. Fritz Wertheimer (den das Vorwort des Herausgebers zu einem „feinsinnigen Chinakenner" erhebt) hat das

erkannt, wenn er sagt: „Die Biographie des Obereunuchen der im Jahre 1908 verstorbenen großen Herrscherin ist vielleicht weniger eine streng ans Sachliche haltende Lebensbeschreibung, als ein modern-chinesisches Pamphlet". Als faustdicke Lüge möchte ich die Erzählung von der Kastration des Helden festnageln (S. 16). So, wie die Sache da geschildert wird, ist sie wegen der damit verbundenen Lebensgefahr absolut unmöglich, wie jeder Arzt bestätigen wird. Wer sich für diese intimen Dinge interessiert, findet Näheres in dem Artikel „Chinese Eunuchs" von G. Carter Stent im Journal of The North-China Branch of The Royal Asiatic Society des Jahres 1877. Ferner ist es nicht wahr, daß Kaiser T'ung Chih zuerst als Anrede den Namen Buddha in das Hofzeremoniell eingeführt hat und Tz'ĕ-hi den Namen „Alter Buddha" gewählt hätte. „Lao-Fo-yeh", d. h. „Herr Alter Buddha" ist schon zur Mingzeit Anrede für den Kaiser gewesen. Wenn der Pamphletist die Kaiserinnen Tz'ĕ-an und Tz'ĕ-hi zu Gemahlinnen des Kaisers T'ung Chi macht (Tz'ĕ-hi war die Mutter T'ung Chih's und die Gemahlin Hien Fêng's!) (S. 25), die Kaiserinwitwe Lü Hou der Handynastie († 180 v. Ch.) an das Ende der Mingdynastie (1644 n. Ch.) setzt (S. 35) und die Kaiserinwitwe Lung-yü, die Gemahlin Kuang Sü's, zu einer Witwe Hien Fêng's macht, die den Knaben Kuang Sü tröstet (S. 38), so zeugt das von einer solch verblüffenden Unkenntnis der jüngsten Geschichte der eigenen Heimat, daß der Schreiber sich selbst gerichtet hat. Befremdend bleibt nur die Tatsache, daß weder der feinsinnige Chinakenner noch der in China lebende Herausgeber auf diese Ungeheuerlichkeiten hingewiesen und sie richtiggestellt hat.

Während so der erste Beitrag nicht das Papier wert ist, auf das er gedruckt ist, bringt der zweite zehn Briefe aus der berühmten Sammlung Kia-sin, d. h. Familienbriefe, des großen Staatsmannes Tsêng Kuo-fan (1811—72), der zusammen mit Li Hung-chang der Taipingrebellion ein Ende gemacht hat, und enthält wertvollstes Gut erfahrener Lebensweisheit. „Die Familienbriefe, die unter den chinesischen Gelehrten ihrer klassischen Sprache wegen berühmt sind, die Briefe vornehmlich, die er an seine Söhne schrieb, und in denen er den Gang ihrer Studien sowie ihre Charakterentwickelung leitete, zeigen uns einen vornehmen edlen Geist und lassen uns einen schönen Blick tun in die Gedankenwelt eines hervorragenden philosophischen Schriftstellers, der in abgeklärter Form die ganze konfuzianische Ethik zum Ausdruck bringt und unablässig bemüht ist, die gewonnenen Erfahrungen in der strengen, antiken Selbsterziehung auf seine Söhne anzuwenden" (S. 53). Die Briefe erinnern sehr an die Briefe Senecas, und die Ähnlichkeit geht so weit, daß der Chinese mit einem guten Ratschlag zu enden pflegt wie der alte Römer, z. B.: „Die Energielosigkeit ist das größte Hindernis für eine Charakterentwickelung, und die Zerfahrenheit ist dein gefährlichster Fehler, und das ist es, was ich dir noch in später Abendstunde in meinem Soldatenzelte mit väterlicher Liebe mitteilen möchte" (S. 59).

Florenz, Prof. Dr. Karl: **Wörterbuch zur altjapanischen Liedersammlung Kokinshū.** Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1925. (XI, 215 S.) 4° = Hamburgische Universität. Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde. (Fortsetzg. d. Abhandl. des Hamb. Kolonialinstituts). Bd. 18 Reihe B. Völkerkunde, Kulturgeschichte und Sprachen Bd. 10. Rm. 16—. Bespr. von F. M. Trautz, Berlin.

Von einer eingehenden Würdigung des Kokinshū-Wörterbuchs, die nur auf Grund längerer Arbeit damit und in der genannten japanischen Gedichtsammlung möglich ist, sehe ich hier ab. Nur auf eines sei mir erlaubt, kurz hinzuweisen: Das Wörterbuch ist nämlich durchaus nicht nur für das Kokinshū allein ausreichend, sondern auch höchst wertvoll für die zahlreichen an das Kokinshū sich anschließenden japanischen Lieder- und Gedichtsammlungen, wie Chokusenshū, Shūishū, Goshūishū, Kinyōshū, Shikwawakashū, Sensaiwakashū, Shinkokinshū usw. usw., deren Namen man in des Herrn Verfassers großer japanischer Literaturgeschichte (Leipzig-Amelang 1909) nachlesen mag.

Wie jeder Schritt von wahrer wissenschaftlicher Bedeutung weitere Wege eröffnet, so auch diese neueste Veröffentlichung des berühmten Japanologen. Schritt für Schritt kann, der Führerschaft dieses Werkes folgend, die an das Kokinshū sich anschließende japanische Poesie zur lexikalischen Ergänzung in Angriff genommen werden.

Die genannten Liedersammlungen sind nun ferner in der japanischen kulturgeschichtlichen Literatur der Tokugawazeit, in den sogenannten Maishozue, und anderen Orts- und Reiseweg-Beschreibungen immer wieder zitiert. So gewinnt das „Wörterbuch" auch für die Lektüre solcher jüngerer Bücher eine besonderer Bedeutung.

Die Poesie spielt in Japan aber auch heutzutage eine durch Tradition und Sprachcharakter eigentümlich bedeutungsvolle soziale Rolle. Jedes Jahr stellt etwa Mitte Dezember die Kaiserin allen poetisch Veranlagten im Lande Themata für Neujahrsgedichte, die in der kurzen Utaform von 31 Silben gefaßt sein müssen. So verzeichnet die nun schon acht Jahre erscheinende japanische Dichtermonatsschrift „Akebono"

(„Das Frührot"), z. B. in ihrer 85. Nummer (— die ich gerade zur Hand habe —) vom Dezember 1923 folgende Themata der japanischen Kaiserin:

1. Welche Familie hat blühende Pflaumen im Haus.
2. Frühlingsregen am Meeresstrand.
3. Der Frühlingsschnee sammelt sich auf der Kiefer.
4. Das Flugzeug oder Luftschiff.

Und — auch für derartige modernste Gedichte mit ihren zahllosen alten Entlehnungen ist das Kokinshū-Wörterbuch geradezu unentbehrlich!

Den vorstehenden aus meiner Praxis stammenden Bemerkungen zu der weit über den Titel hinausgehenden Bedeutung des neuen Florenzschen Werkes werden gewiß die Fachgenossen auf dem Gebiet der Japanologie gern weitere Beiträge hinzufügen; denn jeder wird dankbar dafür sein, daß auf dem so viel verkannten und doch so lohnenden japanologischen Gebiet wieder einmal etwas Großes geschaffen worden ist.

Ôhasama, Prof. Schûej: Zen, der lebendige Buddhismus in Japan. Ausgewählte Stücke des Zen-Textes übersetzt und eingeleitet. Herausgegeben von August Faust mit Geleitwort von Rudolf Otto. Gotha/Stuttgart: Perthes 1925. (XIX, 197 S.) 8°. geb. Rm. 5 —. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Der Verfasser, früher Hochschulprofessor in Tobata, jetzt 43ter Patriarch nach Rinsai der Zensekte in Japan, hat einen mehrjährigen Studienaufenthalt in Deutschland benutzt, von dem Geiste der Meditationsübungen, die noch von zahlreichen Laien geübt werden, ein möglichst wahrheitsgemäßes Bild zu geben. Es handelt sich dabei um eine religiöse Mystik, die bei ihren Anhängern durch unermüdliche Kontemplation eine Stärke und Einheitlichkeit des persönlichen Willens erzeugt, wie sie sonst nirgends ihresgleichen hat. Es ist daher erklärlich, daß sich in Japan bis auf den heutigen Tag viele Staatsmänner und Offiziere, Künstler und Gelehrte seit sechs Jahrhunderten mit größter Ausdauer solchen Übungen unterzogen haben. In Europa ist von den zahlreichen Anhängern des Zenismus der General und Gesandte in Korea, Vicomte Miura, am bekanntesten geworden, dem man eine Mitschuld an der Ermordung der koreanischen Königin im Oktober 1895 beimaß.

Entsprechend seiner Herkunft aus dem Buddhismus wird das System des Zen nicht als Philosophie, sondern als Religion ohne Dogma und Theologie gewertet. Dabei hat sich aber in dieser nur durch inneres Erlebnis zusammengehaltenen Gedankenwelt eine uralte Überlieferung dadurch erhalten können, daß die angesehensten Lehrer im Gedächtnis blieben und ihre Andachtsübungen, Meditationsaufgaben und sonstigen Schriften von eifrigen Jüngern noch heute studiert werden. In seiner Einleitung verfolgt der Verfasser die Geschichte der Meditationskunst in Indien bis in die Zeit vor Buddha zurück. Als erster Patriarch des Zenismus wird dann aber Buddhas Schüler Kasyapa bezeichnet, dem in Indien noch 27 Patriarchen folgten, bis mit dem großen Bodhidharma im Jahre 520 die Verpflanzung der Lehre nach China und damit eine ganz neue Epoche begann. Von nun an werden nur die chinesischen Patriarchen gezählt. Wie unzuverlässig die Überlieferung aber ist, sieht man daran, daß dem Bodhidharma bei seiner Ankunft in China ein Lebensalter von 120 Jahren und seinem Nachfolger, dem zweiten Patriarchen, eine Lebenszeit von 105 Jahren zugeschrieben wird. Als der eigentliche Gründer der zenistischen Erleuchtungslehre muß der sechste chinesische Patriarch Eno (638—713) gelten, von dem in China fünf Schulen und sieben Sekten, in Japan 16 Schulen und drei Sekten abgeleitet werden. Eine Buchgelehrsamkeit erstand dem Zenismus durch die nachgelassenen Schriften des 867 gestorbenen Rinsai, des Gründers der nach ihm benannten Sekte. Diese wurde im 12. Jhdt. nach Japan verpflanzt, wo sie in dem „Lehrer der Nation" Daio (1235—1308) ihren erfolgreichen Erneuerer fand, als ihr die Regenten in Kamakura und der Ritterstand ihre Gunst zuwandten. Aber auch noch im 17. Jhdt. kam ein Zenlehrer aus China nach Japan und gründete eine neue Sekte, die vom Hause Tokugawa unterstützt wurde, um gegen die inzwischen am Kaiserhofe in Kioto aufgeblühten Schulen ein Gegengewicht zu bilden. Mystische Bestandteile wurden auch noch später aus chinesischen und indischen Quellen in die Gedankenwelt des Zenismus hineingenommen. Oft wurden berühmte Patriarchen auch Gründer neuer Sekten. In den beigegebenen Tafeln werden daher die Reihen der Patriarchen nach Bodhidharma, der Patriarchen in China und der auf Japan beschränkten Patriarchen nach Rinsai besonders vorgeführt.

Als zweiten Teil seiner Mitteilungen über das Wesen des Zen gibt uns O. auf 30 Seiten poetische Übersetzungen von vier Andachtsübungen, die bei seiner Sekte in Japan gebräuchlich sind. Zwei kurze für die Gemeinde bestimmte liturgische Formeln sind „Reue" und „Gelöbnis" überschrieben. Dann folgt ein Chorgesang in japanischer Sprache, der von dem 19. Patriarchen der Rinsaisekte namens Hakuin (1683—1768) verfaßt ist, wozu O. einen ausführlichen Kommentar gibt. Viel älter und umfangreicher sind die dann folgenden chine-

sischen Gedichte über „den Stempel des Glaubens“ und „vom Erleben der Wahrheit“. Sie stammen aus dem 6. und 7. Jahrdt. Das erste verkündet, daß im Glauben des Unaussagbaren alle Verschiedenheiten im Inhalt des Gedachten verschwinden; da kommt also buddhistische Metaphysik zum Ausdruck. Spezieller auf Zenismus eingestellt und reich an Anspielungen, die der Erklärung bedürfen, ist der „Gesang des Erlebens“, aus dem man sich einen Begriff von dem in chinesischen Buddhaklöstern zur Zeit der Tang-Dynastie emporgekommenen Mystizismus machen kann.

Erst dann folgt auf 39 Seiten der interessanteste Teil des Buches, nämlich eine Auswahl von 31 Problemstellungen aus alter Zeit nebst den in der chinesischen Literatur aufgezeichneten meisterhaften Lösungen und je einem dazu gedichteten kleinen Hymnus. Die von dem die Meditation leitenden Mönche gestellten Fragen erscheinen uns oft sonderbar, z. B. (3.): „Warum trägt der Barbar in den westlichen Himmelsgegenden keinen Bart?“ Oder (13): „Warum kann der mächtige Meister seine Beine nicht heben?“. Oft ist erst eine Einleitung nötig, um den Sinn der Frage überhaupt verständlich zu machen. Die gegebenen Lösungen dringen nur selten in die Tiefe. Wenn sich dennoch noch heutigen Tages so viele Schüler zu den Meditierübungen drängen, so wirkt dabei neben der Neugierde der Wunsch mit, durch Versenken in sich selbst und durch Ausdauer zu einer Konzentration des Willens zu gelangen, die auf andere Weise schwer erreichbar ist. Auf das Erlebnis, nicht auf den Erkenntnisgewinn kommt es den Anhängern des Zen an.

Um die Verdeutlichung der Übersetzung hat sich der Herausgeber August Faust in Heidelberg, um die Formgebung der poetischen Stücke Dr. Herrigel bemüht. Der bekannte Religionsphilosoph Rudolf Otto in Marburg hat ein Geleitwort beigesteuert, in welchem er darauf hinweist, daß jede Mystik ihr eigenes Wesen von dem von ihr selbst geleugneten dogmatischen Untergrund ableitet. Diese Grundlage des Zen wird erst nach Erforschung der Dogmengeschichte des chinesischen Buddhismus erkennbar sein.

Kornerup, Ebbe: **Nye Japan.** Kopenhagen: Gyldendalske Boghandel 1922. (368 S.) 8°. Bespr. von E. Schmitt, Berlin.

Nach den literarisch vortrefflichen Skizzen des japanischen Lebens aus der Feder eines Pierre Loti oder Lafcadio Hearn ist es immerhin eine nicht leichte Aufgabe, Neues und literarisch Gleichwertiges über dieses Thema zu bringen. K. ist es in seinem neuen Buche „Nye Japan“ durchaus geglückt.

K., der in Dänemark als Reiseschriftsteller bereits einen guten Namen hat, ist in Deutschland leider ziemlich unbekannt, aber mit Unrecht. Diese seine neuen Skizzen aus dem japanischen Leben sind voll hinreißender Lebensfreude geschrieben und wirken eigentlich teilweise vielmehr als ein Ausschnitt aus einem Roman, denn es fehlt alles, restlos alles Wissenschaftliche, Didaktische. Den Kern des Buches bildet die Schilderung des Lebens auf der Biologischen Station in Misaki; wir lernen die Professoren kennen, die Studenten, Studentinnen, das Leben in dem kleinen Fischerdorf Misaki, das Leben und Treiben dreier fremder Besucher, eines schwedischen sowie russischen Naturwissenschaftlers und eines Dänen (d. h. des Verfs. selbst). Wir machen einen Ausflug nach Yokohama, nach Korea und China. Immer fesselt wieder die ursprüngliche, rein künstlerische Darstellung des Gesehenen, Erlebten. Es gibt kein Klügeln, Problematisieren in diesem lebenssehnsüchtigen Buche; es sind reine, ungebrochene Spiegelungen ursprünglicher Empfindungen, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt; nur ab und zu fühlt man etwas von nordischer Schwermut hindurch, aber der Gesamtton ist auf die junge Lebenssehnsucht gestimmt; daher so himmelweit verschieden von der müdezitternden Melancholie eines Pierre Loti. K. ist Däne, und es liegt eine transparente Klarheit in dem Stil und der eleganten Sprache, wie sie so charakteristisch für das leichte Dänisch ist.

Auch vorzügliche Naturschilderungen bringt das Buch, Kämpfe der Fischer mit einem Riesenpolypen, Taifungefahren, einen Schiffbruch an der Küste; dann die Wälder und Gärten, das Meer, der Fujiyama, und das Leben am Strande von Misaki: das ist alles lebendig geschildert und mit offenen Augen gesehen; und dazu mit dem Auge liebevoller Bewunderung. Nur über den Titel des Buches ließe sich streiten. In der Fassung verspricht er doch mehr, als das Buch hält. Wohl lernen wir das junge, neue Japan hier und da kennen, auch den Unterschied zwischen Korea und Japan; aber das bildet nicht den Kern des Buches. Dieser ist ein Ausschnitt aus dem Leben der Fischer in Misaki, und als solcher künstlerisch und volkskundlich von größtem Interesse und Wert.

Das Buch ist von Anfang bis zu Ende spannend und in einem graziösen Dänisch geschrieben und bringt so manche intuitiv geschaute Wahrheit, ausgedrückt in Worten uneingeschränkter Bewunderung: „Det er et Land, der har sin egen Stil, en gennemført Stil, der ikke lader sig ødelægge af Europa, hvor meget

man end prøver paa det ....". Und so sieht er denn auch in Japan das Land der Zukunft, denn es hat noch das, was allein eine Zukunft verspricht: Primitivität. — Man möchte dem Buche eine gute, künstlerisch gleichwertige Übersetzung wünschen.

Mitteilung.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns im Jahre 1929 bereitet ein Komitee eine kritische Gesamtausgabe der Schriften Moses Mendelssohns vor. Da es nach Möglichkeit alles erreichbare Material zu verwerten bestrebt ist, bittet es alle Besitzer von Handschriften, Erstdrucken oder Briefen Moses Mendelssohns um gütige Nachricht über dieselben und um evtl. leihweise Überlassung. Alle Zuschriften sind an die Adresse von Herrn Professor Julius Guttmann, Berlin NW., Wullenweberstr. 2 zu richten.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung; der Besprecher steht in ( ).

Aarböger for nordisk Oldkyndighed 1923:
139 Chr. Blinkenberg, Jærnets Hjemstavn [Die Heimat d. Eisens dürfe in Pontos gesucht werden; cf. Winckler, MVAG 1913, Nr. 4 p. 61; Meißner ZDMG Bd. 72 p. 61]. 179 Sophus Müller, Fælles-Stilarter i Europas yngre Stenalder [Die Ornamentikformen der Tongefäße aus Neolithicum werden in ihrer Entwicklung und Ausbreitung vom Süden (Nubien, Mittelmeergebiet) bis Norden verfolgt].

Aegyptus V 1924:
4 313—325 G. Farina, Le vocali dell' antico egiziano (zu Sethes Aufsatz in ZDMG 77,205 mit eignen Zusätzen). — 326—330 S. Luria, ΑΓΛΩΤΤΙΑ (zu Pap. Oxyrh. XI 1364, Fr. a, Z. 13 ff.). — 331—336 Necrologi: (G. Lumbroso (Calderini), L. Valmaggi (A. C.), E. Griffini (Calderini), J. Partsch (P. de Francisci), E. Lattes (Calderini). — 337—344 Testi recentemente pubblicati. — 345—354 Aggiunti e Correzioni a Pubblicazioni di Papirologia e di Egittologia. — 355—366 Appunti e Notizie. — 367—368 *H. Grapow, Die bildlichen Ausdrücke des Ägyptischen (L. Keimer). — 368—369 *Papyri russischer u. georgischer Sammlungen [P. Ross. Georg.] hrsg. v. Gr. Zereteli I Literarische Texte, bearb. v. G. Zereteli u. O. Krüger (A. Calderini). — 369 *Ch. Wessely, Les plus anciens monuments du christianisme écrits sur papyrus II (Calderini). — 370 *H. Kling, Griech. Papyrusurkunden aus ptol. u. röm. Zeit (Calderini). — 371—374 Indice degli Autori. — 375—376 Indice della V^a Annata.
VI 1925:
1 1—26 C. Conti Rossini, Commenti a notizie di geografi classici sovra il Sudan Egiziano e l'Etiopia (1. Ptolemais Epitheras e i toponimici greci dell' Africa Orientale. 2. Gli Aethiopes Athei. 3. Il monte Garbaton. 4. Axoumitai kai Soboridai. 5. Sabat Μήλινος Λιμήν, regione di Corachio. 6. La regione di Iside. 7. Plinio VI 30). — 27—35 R. Biasutti, Egiziani ed Etiopici (über die anthropologischen Veränderungen in der Bevölkerung Ägyptens seit der Prähistorie). — 36—38 G. Lumbroso, Lettere at Prof. Calderini XXVIII (über Gesprächsbücher in zwei Sprachen, bes. über das von Schubart Amtl. Ber. 1909, 47 veröff. griech.-lat. Fragment). — 39—53 G. Farina, Contributo alla geografia dei „paesi barbari meridionali" dell' antico Egitto (I. Teil. Resultate: 1. ad occidente del Nilo, i Semhéu „Libi", nel regno antico fin nel deserto di Bajûda. 2. lungo il fiume e ad oriente, i Nhéśeu „Etiopi", il cui paese è detto Ti-nhéśeu „Etiopia". 3. Ti-zete è la „Nubia" nella parte più bassa. 4. Ḫanthennôfer all' incirca Dar Dongola. 5. Kôš nel medio regno intorno a Napata, nell' impero si estende verso l'Atbara. 6. Wawe'e nell' antico regno è sul lato di Korosko, nell' impero si estende a tutta l'Etbai. 7. Miṣô'e = Midoen, è la Trogloditica da Berenice in giù. 8. Kenze — Candei, sono ad oriente della I^a Cataratta. 9. Za'se è a sud della precedente. 10. Arôse dell' antico regno va nei pressi di Abu-hammed. 11. Jam a Berber). — 54—78 G. Furlani, La Giulia e la Dalmazia nel „Libro di Ruggero" di al-Idrîsî (Übersetzung der einschlägigen Stellen und Identifizierung der Namen im Anschluß an Tomaschek und Seybold; Prüfung der Angaben über Bevölkerung und Gebietszugehörigkeit, unter eingehender Berücksichtigung der gleichzeitigen und etwas früheren historischen Verhältnisse; Untersuchung der Namensformen mit dem Ergebnis, daß sie fast sämtlich lateinisch-italienisch, nicht slavisch oder griechisch sind). — 79—92 A. Calderini, Ricerche topografiche sopra il nomo Ossirinchite (I. Teil).

Al-Machriq XXII 1924:
1—12: 1—5 Ein (dem Kyrillos von Alexandrien oder dem Kyrillos von Jerusalem zugeschriebener) *mîmar* auf die Beschneidung Christi (nach den arabischen Hss. Paris 1516 und 2123 und einer Hs. in Beiruter Privatbesitz) hrsg. v. L. Cheikho. — As-saijid aš-šarîf al-Gurgānī (Verfasser der *Taʿrîfāt*), *Ar-Risāla al-ḥarfîja* (über die Bedeutung der arabischen Buchstaben) hrsg. von Dems. (nach der Hs. der Jesuitenbibliothek in Beirut). — 17—30. 100—14. 341—50. 438—48. 497—509. 586—98. 708—19 P. Ghaleb, Berühmtheiten des Maroniten-Kollegs in Rom (1. Bischof Buṭrus Ḍūmiṭ Maḫlūf, gest. 1707 oder 1708; 2. Patriarch Girgis ʿAmīra, gest. 1644). — 30—9.87—95. 218—28. 265—72. 351—63. 536—47 L. Cheikho, Bibliographie der christlich-arabischen Literatur (Schluß, umfassend *m—j*, sowie ein neues Alphabet Nachträge und Verbesserungen). — 52—60. 115—25. 173—81. 298—305. 372—80. 449—57. 528—35. 614—22. 719—27. 918—26. 966—78 Ders., Die nachislamischen christlich-arabischen Dichter (Forts.; II. Dichter der Umaijadenzeit: 1. Hudba b. al-Ḫašram, mit Rekonstruktion seiner *bāʾîja* aus *Amālī*, *Ḥamāsa Baṣrîja* und *Ḫizāna*; 2. Mūsā b. Gābir; 3. Šamʿala at-Taġlibī; 4. Aʿšā banī Taġlib; 5. Aʿšā banī abī Rabīʿa; 6 Marqas aṭ-Ṭāʾī; 7. Nābiġat banī Šaibān, mit umfangreichen Bruchstücken aus der Literatur und aus seinem Diwan nach der eine Kopie der Kairiner Hs. darstellenden Hs. der Jesuitenbibliothek; 8. der Richter und Sänger Ḫunain al-Ḥīrī; 9. al-Aḫṭal at-Taġlibī, mit inhaltlich geordneten Proben aus seinem Diwan) (Forts. f.). — 126—30 Ders., Die Behandlung der Tollwut bei den alten Arabern (als Mittel Blut von Königen und Vornehmen; Belege aus den alten Dichtern). — 161—70 A. Khoury, Der maronitische Patriarch und Dschemal Pascha während des Kriegs. — 182—92. 272—81. 364—72. 417—27. 519—27. 604—13 I. Armalé, Die καθολικοί des Ostens (nur bis 581, also unter Ausschluß der späteren nestorianischen) und die syrischen *mafrjānā* (von der Begründung dieses Amtes als Gegengewicht gegen die nestorianischen καθολικοί im Jahre 559 — der Titel etwas jünger — an bis 1859; außerdem die Bischöfe der Adiabene; — anschließend an den Aufsatz des gleichen Verfassers Machriq XXI 494 ff., vgl. OLZ 1925, 120). — 192—5 H. Lammens, Die Gedichte des Kalifen Jazīd I. (im Anschluß an P. Schwarz, Escorial-Studien I 1922). — 195—200 R. Mouterde, Der Venustempel im römischen Beirut (mehrere z. T. noch unveröffentlichte lateinische Inschriften des 2. und 3. Jahrh. aus ihm, die erkennen lassen, daß Venus hier die Nachfolgerin der ʿAštart ist). — 200—6 S. Kh. Dahdah, Zwei neue Bücher über die Geschichte Syriens (S. Nassi, Histoire de Syrie 1924;

Petite histoire de Syrie et du Liban, Imprimerie Catholique 1924). — 206—18 L. Cheikho, Ein Opfer der Türkenherrschaft (Ǧabrā'īl Garǧūr 1831—1907, aus Jafa, Konsulatsdragoman in Jerusalem, Advokat dort, in Beirut und schließlich in Konstantinopel und dort auch journalistisch tätig; als politisch verdächtig 1902 nach Qastamuni verbannt und dort im Gefängnis gestorben). — 248—52 Ders., Die arabische Akademie in Damaskus (wohlwollende Stellungnahme anläßlich der Vollendung des ersten Jahrfünfts; Übersicht über wichtige Artikel in der *Maǧalla*). — 253—65 J. Médawar, Die Zeremonien der Heiligen Woche in der syrischen und der maronitischen Kirche. — 305—12 L. Malha, Archäologische Exkursion nach Marea, Taposiris und den Menas-Ruinen. — 321—35 L. Cheikho, Byblos geschichtlich, religionsgeschichtlich und archäologisch. — 337—41 R. Mouterde, Kult syrischer Gottheiten in Cordova (schlägt für die dritte Zeile der ARW XXII 117 ff. behandelten Inschrift die Lesung καὶ Κύπ[ρι] [ε]ὐ ἀρί[στῃ] Να[ν]αίᾳ, vor.) — 401—12 *'Īsā As'ad, *Aṭ-ṭurfa an-naqīja min ta'rīḫ al-kanīsa al-Masīḥīja* 1924 (Kirchengeschichte von orthodoxem Standpunkt) (L. Cheikho). — 427—37 L. Cheikho, Das Dogma der Eucharistie in den orientalischen Kirchen. — 481—95 Ders., Der Nuṣairier-Staat *(ad-daula al-'Alawīja*, jetzt unter französischem Protektorat; geographisch-statistische und archäologische Übersicht auf Grund des offiziellen Petit guide touristique del'Etat des Alaouides). — 511—9 *Afrām al-Baramūsī, *Al-Ḥarīda an-nafīsa fī ta'rīḫ al-kanīsa* 1924 (von koptischem Standpunkt) (L. Cheikho, der sich vor allem mit der Darstellung der Begründung des Patriarchats von Alexandrien auseinandersetzt). — 561—77. 696—702 S. Kh. Dahdah, *Al-amīr Bašīr aš-Šihābī al-kabīr al-ma'rūf bi-l-Mālṭī* (1768—1850; 1780—1840 Emir des Libanon, 1840 von der Türkei abgesetzt und seitdem in Malta; mit Bild). — 577—86 *B. Berloty, Annales de l'observatoire de Ksara (Liban) 1921 (Auszug: Begründung seit 1906; Gebäude und Instrumente; Entwicklung bis zum Krieg; Kriegsschäden — die schlimmsten Schädigungen durch die Bevölkerung in der Zeit zwischen dem Abzug der Zentralmächte und dem Einmarsch der Franzosen —; Wiedereinrichtung; Tätigkeit vor und nach dem Krieg; — mit einer Abbildung). — 623—9 *Amīn ar-Raiḥānī (vgl. OLZ 1925, 120), *Ar-Raiḥānījāt* (gereizte Bekämpfung des 1910 in 1. Aufl. erschienenen Buches, anläßlich des Erscheinens einer um zwei weitere Teile vermehrten Neuauflage) (L. Cheikho). — 728—37 J. abou Khater, Die Auswanderung und ihre schädlichen Wirkungen (eine die Auswanderung aus dem Libanon bekämpfende und zum Vertrauen zu Frankreich ermahnende Ansprache). — 761—76 L. Cheikho, Die Ruhmestitel des christlichen Damaskus (Übersicht über die Geschichte des Christentums in Damaskus von den Anfängen bis zur Gegenwart). — 777—80 Ders., Anekdoten aus Handschriften der Jesuitenbibliothek. — 810—8. 875—90. 954—65 F. Tawtel, Inspektionsreise (des Bischofs Gregorius Ḥaǧǧār) nach Galiläa (Zahle — Damaskus — Tiberias [Tabelle der Lebensmittelpreise dort] — el-Muǧār — er-Rāme — 'Ēlbūn — Dēr Ḥannā — Merǧ el-Baṭṭōf — Ḥirbet Umm el-'Amad — Ṭur'ān — Tabor — Qāna — Rēne — Mešhed — Jāfa bei Nazaret — Akko — Nazaret [Kirche des Jesusknaben der Jesuiten] — Šifā 'Amr-'Abellīn). — 819—29 L. Cheikho, Der Dichter Ṣāliḥ ibn 'Abdalquddūs (als *zindīq*, *dahrī* und *ṭanwī* berüchtigter Dichter der frühen Abbasidenzeit; Sammlung der Nachrichten über ihn und der Fragmente). — 890—905 *Risālat al-baṭrijark Mīḫā'īl Ǧarwa as-Surjānī* (Anfang des 19. Jahrh.) *fī iṯbāt 'aqīdat al-maṯhar* (des Fegefeuers). — 905—14 L. Cheikho, Ibn Taimīja und die Wahhabiten (Leben und Lehre des ibn Taimīja, als Ergänzung zu dem Aufsatz des gleichen Verfassers über die Wahhabiten Machriq XVIII 35 ff.). — 978—83 T. Askarios, Zwei Anhänge im *Muntaḫab* des Ġāfiqī (d. h. dem von Barhebraeus hergestellten Auszug aus dem *Kitāb al-Adwija al-mufrada* des al-Ġāfiqī [gest. 650; Brockelmann I 488] nach der der Kairiner Bibliothek gehörenden Kopie einer Hs. im Besitz von Ahmed Pascha Taimur; 1. über die islamischen Sekten, 2. über Mani). — 1002—7 *Ṣūrat īmān as-saijid Ignāṭijūs Mattai baṭrijark as-Surjān al-Ja'āqiba* (1782—1817) hrsg. v. I. Armalé (nach einer Hs. in Mardin). G. B.

American Journal of Semitic Languages and Literatures XL:

4 (Juli 1924): 225—30 S. Langdon, Selection of inscriptions excavated at Kish (3 Ziegel mit sumerischer Aufschrift aus der Zeit Samsu-iluna's, mit Autographien und der Photographie des einen; dazu ein wohl aus Babylon stammendes Papsukkal-Figürchen und ein Achat-Knauf mit dem Namen des Kurigalzu). — 231—51 W. F. Lofthouse, „Thus hath Jahveh said" (gegen die von Hines AJSLL XL 37 ff. — vgl. OLZ 1925, 194 — vertretene Verwandtschaft der Prophetie mit der Mystik, und ebenso gegen die Auffassung der Propheten als Ekstatiker, auf Grund einer Analyse von Jeremia's prophetischem Bewußtsein). — 252—8 J. M. P. Smith, Isaiah and the future (vertritt, u. a. gegen Budde, den einheitlich unheilverkündenden Charakter von Jesaja's Prophetie). — 259—68 E. Chiera, Notes on Langdon's „Sumerian and Semitic religious and historical texts" (Variantenmaterial zu den sumerischen religiösen Texten der ersten Dynastie und älterer Zeit, aus unveröffentlichten Nippur-Tafeln; Wahrscheinlichkeit der Herkunft auch der entsprechenden Langdon'schen Texte aus Nippur). — 269—76 I. Eitan, Ethiopic and Hebrew etymologies (קטֹ Ez. 16,47; מַחֲתָּה חחתה; נחע ;רגן Hi. 4,10; יקר Spr. 12,27). — 277—83 D. D. Luckenbill, The pronunciation of the name of the God of Israel (die Aussprache *Jahwê* unwahrscheinlich, weil finite Verbalformen als Gottesnamen sonst nicht vorkommen, und weil das Vorkommen von Imperf. III inf. auf ו neben der Schreibung יהוה in der Mesa-Inschrift die Lesung als ein solches Imperf. verbiete; für *Jāhô* auch als Lesung von יהוֹה). — 284—7 N. Liebschutz, An interpretation of Psalm 74 (auf Grund der Änderung von נינם in V. 8 in נְיַוְּנֵם „let us Grecianise them"). — 288 D. D. Luckenbill, On the writing of a few geographical names. — 288—92 Ders., The Egyptian earth-god in cuneiform (*Ki-ib* in der Götterliste bei Schröder, Keilschrifttexte aus Assur verschiedenen Inhalts 54). — 292—4 J. M. P. Smith, Butter and honey (in Jes. 7,15, wo zu übersetzen „he will be eating curds and honey when he knows how to differentiate between good and bad").

XLI:

1 (Okt. 1924) —3 (Apr. 1925): 1—10 H. G. Richardson, The Semites (energischer Protest gegen die Übertragung des Ausdrucks „semitisch" von der Sprache auf die Rasse: tiefgehende Rasseverschiedenheiten der semitische Sprachen sprechenden Völker). — 11—6 O. R. Sellers, Intervals in Egyptian music (verteidigt gegen Sachs die Annahme, daß im alten Ägypten neben der 5-stufigen Skala eine 7-stufige diatonische Tonleiter in Gebrauch gewesen sei). — 17—23 L. Waterman, Abbreviated ideograms in the Assyrian letter-literature (Weglassung von Determinativen, von Teilen zusammengesetzter Ideogramme — vgl. פחה usw. für *bēl paḫāti* —; Verwendung der ersten Silbe im Sinne des ganzen Worts, als wäre sie ein Ideogramm, dessen phonetisches Komplement weggelassen werden könnte). — 24—33 E. G. H. Kraeling, The historical situation in Zech. 9:1—10 (wobei V. 11—7 als sekundär betrachtet werden; nicht nachexilisch, sondern aus der Zeit von Hizkia's Thronbesteigung). — 34—57. 183—91 A. J. Rustum, Syria under Mehemet Ali (Übersetzung von Einleitung und

Schlußabschnitt des in *Al-Kulliyyah, Journal of the American University of Beirut* im arabischen Text erschienenen Geschichtswerks des 1812 geborenen Naufal Ṭarābulsī, dessen Vater Niʿmatallāh Naufal als Beamter bei den Ereignissen eine Rolle gespielt hatte; Einführung über den Verfasser, über die stark vulgarisierende, den Stand der syrischen Schriftsprache vor al-Jāziǧī wiederspiegelnde Sprache, über die syrische Erhebung gegen Mehmed Ali) (Forts. folgt). — 58—63 W. F. Edgerton, *Amēlu* and *muškēnu* in the code of Hammurabi (gegen die verbreitete Meinung, daß der H.-Kodex den *amēlu* strenger behandle als den *muškēnu*, die sich hauptsächlich auf eine falsche Übersetzung von § 8 gründe). — *C. A. Reisner, C. S. Fischer, D. G. Lyon, Harvard excavations at Samaria 1924 (J. M. P. Smith). — 66—70 *The Cambridge Ancient History I 1923 (D. D. Luckenbill). — 73—101 W. F. Albright, The evolution of the West-Semitic divinity *ʿAn-ʿAnat-ʿAttâ* (Übersicht über die Bevölkerungsverhältnisse und Kulturbeziehungen von Syrien und Palästina von prähistorischer Zeit an; — ענת, phönizisch der Ἀθηνᾶ σώτειρα νίκη gleichgesetzt, als Kriegs- und Fruchtbarkeitsgöttin neben ʿAštart im Neuen Reich in Ägypten eingedrungen, in Palästina nur noch in Spuren hauptsächlich in Ortsnamen erhalten, sei die Femininform zu dem im Namen ענמלך erhaltenen, mit Anu gleichgesetzten amoritischen Gott ען und identisch mit aramäisch *ʿAttā* ʿ*Atā* עתי αδη u. ä., welche also als Göttin zu betrachten und von Attis zu trennen sei; Atargatis also nicht eine androgyne Zusammenstellung, sondern einer der Doppelnamen, die Identifizierung von Gottheiten ausdrücken; die anscheinenden Götternamen von Elephantine in Wirklichkeit Genetivverbindungen aus Appellativ und Gottesname im Sinne einer Hypostase: „name of ביתאל" „sacredness, sacred property of ביתאל", und so auch „providence, predestination of God", wobei zu der hierbei vorausgesetzten Bedeutung von ענת zu vergleichen ענות Ps. 45,5 „purposes" und Ps. 18,36 = 2. Sam. 22,36 „providence"; diese Bedeutung sei auch die ursprüngliche des Gottesnamens, der also von einer nicht-prophetischen Richtung gleichzeitig mit der Hypostasierung von שם und חרם in seiner Appellativbedeutung aufgenommen und hypostasiert worden sei; parallel die Entwicklung von *Ašir-Aširat*, ursprünglich geschlechtslos, dann in zwei verschiedengeschlechtige Gestalten zerspalten, von der auch später noch lebendigen Bedeutung „holy place, sanctuary" ausgehend). — 102—35 W. C. Graham, Harvard codices of the scholia of Barhebraeus (Beschreibung der beiden Handschriften, Reproduktion des die Scholien zum 3. Buch der Psalmen umfassenden Teils der einen, Kollation — in Autographie — der Scholien zu Numeri). — 136—8 D. D. Luckenbill, Assyrian *be-dâk* „to spend the night" (von Delitzsch *middak* gelesen, was durch die anderen Formen *bi-dâk* und *be-di* unmöglich gemacht wird, in Wirklichkeit zu *bâtu*). — 138—9 S. Feigin, ומלך אלקום עמו (Prov. 30:31 (baut Peiser's Vermutung aus, daß darin ein Gottesname קום o. ä. stecke). — *A. T. Olmstead, History of Assyria 1923 (Th. J. Meek). — 145—61 L. Keimer, Egyptian formal bouquets *(bouquets montés)* (Aufklärung des Herstellungsverfahrens mit Hilfe von ähnlichen von Schweinfurth in Tunesien beobachteten Buketts). — 162—4 D. D. Luckenbill, The first inscription of Shalmaneser V. (CT. XXXVII 23). — 165—73 Ders., The black stone of Esarhaddon (einige neue Lesungen; 1. the period of Babylon's desolation: nicht 10 Jahre, sondern 70, was umgekehrt — *Marduk . . eliš ana šapliš ušballkitma* — 11 ergibt, die Zahl von Jahren, nach der der Wiederaufbau erfolgte; 2. Esarhaddon's name among the stars: Erklärung der Symbole auf dem oberen Teil des Steins). — 174—8 E. G. H. Kraeling, The early cult of Hebron and Judg. 16:1—3 (in Hebron Kult der Sonne — zugleich als Todesgott —: die Erzählung, daß Simson die Tore von Gaza auf den Berg vor Hebron trägt. Reminiszenz an das Eintreten des Sonnengotts am Abend über die Berge in die geöffneten Tore seines Ruhegemachs). — 179—82 W. H. Worrell, The formation of Arabic broken plurals (Versuch der Aufstellung von gewissen Regeln unter Benützung der Meinhof'schen Polaritätstheorie). — 192—3 H. F. Lutz, Was king Amenemhet I assassinated? — 193—4 E. G. H. Kraeling, Geographical notes (Hobah Ge. 14,15; Rachel und Reu; Hadrach). — 194—7 A. H. Krappe, The story of Eriphyle in Arabic legend (in der Erzählung von Bileam's Frau bei Weil, Biblische Legenden der Muselmänner 183ff., vgl. Apollodor Bibl. III 6,2). — 197—8 J. E. Hogg, „Love thy neighbor" (zur Wiedergabe von רע). — *C. R. Williams, Gold and silver jewelry (The New York Historical Society, Catalogue of Egyptian antiquities Nos. 1—160) 1924 (J. H. Breasted). *Th. G. Allan, The Art Institute of Chicago, A handbook of the Egyptian collection 1923 (C. R. Williams). *H. Frankfort, Studies in early pottery of the Near East I 1924 (Th. J. Meek). *J. A. Bewer, Der Text des Buches Ezra 1922 (Ch. C. Torrey). *P. Vulliaud, La Kabbale juive 1923 (A. Cronbach). G. B.

Annals of Archaeology and Anthropology XII 1925:

1/2 3—10 Doro Levi, Arcadia, an early greek Town: New italian Excavations in Crete (m. 6 Taf. aus nachminoischer Zeit, mit eigenartigen Bestattungen, unter den Beigaben zwei ägyptische Gefäße mit der Beschreibung nach „mykenischer" Bemalung. Sehr reiche und verschiedenartige Pottery). — 11—14 I. P. Droop, The Potterry from Arcadia, Crete. — 15—36 W. A. Heurtley, Report on an Excavation at the Toumba of Várdino, Macedonia (m. 12 Taf.). — 37—38 *T. F. Crane, The Exempla of Jacques de Vitry (W. R. Halliday). — 38—40 *The Cambridge Ancient History I. II (H. A. Ormerod). — 40—41 *C. I. Gadd, A sumerian Reading-Book (Sidney Smith). — 41—43 *St. Xanthoudides, The Vaulted Tombs of Mesará (A. M. Woodward). — 45—47 *Br. Meißner, Babylonien und Assyrien II (Sidney Smith). — 47—48 *Fr. Hrozný, Code hittite (Sidney Smith). — 48—50 *G. Contenau, La glypthique syro-hittite (C. I. Gadd). — 50—52 *H. de Genouillac, Premières recherches archéologiques à Kich (C. I. Gadd). — 52—53 *L. Curtius, Die antike Kunst (T. E. Peet). — 53—54 *W. Wreszinski, Atlas zur altäg. Kulturgeschichte II (T. E. Peet). — 54 *Henri Sottas, Champollion, Lettre à Mr. Dacier (T. E. Peet). Wr.

L'Anthropologie 35:

1/2 37—46 M. P. Bovier-Lapierre, Le Paléolithique stratifié des environs du Caire. — 47—62 R. Verneau, Les récentes découvertes préhistoriques en Indochine. — 63—74 E. Licent — P. Teilhard de Chardin, Note sur deux instruments agricoles du Néolithique de Chine. — 75—96 A. Hertz, L'histoire de l'outil en fer, d'après les documents égyptiens, hittites et assyro-babyloniens. — *E. Pittard, Les Races et L'Histoire, Introduction ethnologique à l'Histoire (R. Verneau).

Archivio di Storia della Scienza VI 1925:

1 46—48 H. Wieleitner, Zur muslimischen und ägyptischen Gleichheitsauflösung (Parallele aus Alchwârazmî zu Rhind Nr. 28).

Bulletin of the Metropol. Mus. of Art XX 1925:

5 124—127 M. S. Dimand, Oriental Miniatures (m. 6 Abb.).

6 143—152 Frances Morris, An indian Hanging (m. Abb.; indisch-persischer Wandteppich des 17. Jahrh.).

Museum 32 1925:

10 *E. Täubler, Bellum Helveticum (A. H. Kan). — *A. van der Flier, Jezaja (J. L. Palache). — *A. Weiß, Mose ben Maimon, Führer der Unschlüssigen (Tj. de Boer). — *O. Viedebantt, Antike Gewichtsnormen und Münzfüße (J. A. Vollgraff). —

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Adolph, H.: Organische Grundlagen der Religion. Eine formale Untersuchung.

Alemany y Bolufer, Sr. D. J.: Discurso leido ante la Real Academia de la Historia en la Recepción pública el dia 25 de enero de 1925. Contestación de D. Adolfo Bonilla y San Martin: La Lengua Aria, sus dialectos y paises en que se hablan; el polo norte, patria del pueblo ario y del Género Humano.

Artbauer, O.: Kreuz und quer durch Marokko. Das Ende des letzten Sultanats.

*Bauer, Th.: Die Ostkananäer. Eine philologisch-historische Untersuchung über die Wanderschicht der sogenannten „Amoriter" in Babylonien.

*Baumgärtel, Elise: Dolmen und Mastaba. Der Einfluß des nordafrikanischen Megalithgrabes auf die Entwicklung des ägyptischen Grabbaus.

*Baumgartner, W.: Untersuchungen zu den akkadischen Bauausdrücken. Sonderdruck aus Zeitschr. f. Assyriologie u. verw. Gebiete.

Beckh, H.: Von Buddha zu Christus.

*Ben Jehuda, F.: Thesaurus totius hebraitatis et veteris et recentioris. Vol. VI.

*Bergsträßer, G.: Die Geschichte des Qorantexts. Lief. 1.

Bernard, A.: Enquête sur l'Habitation Rurale des indigènes de la Tunisie faite par ordre de M. Lucien Saint, Résident Général de France à Tunis.

Bin Gorion, M. J.: Messias-Legenden.

Blackman, A. M.: Das hundert-torige Theben. Hinter den Pylonen der Pharaonen. Übers. von Günther Roeder.

*Bodding, P. O.: Studies in Santal Medicine and connected Folklore. Part I. The Santals and Disease.

*Breuer, I.: Elijahu.

*Brockelmann, C.: Lexicon Syriacum. Editio secunda aucta et emendata. Fasc. 7.

Budge, Sir E. A., Kt.: The Mummy. A. Handbook of Egyptian Funerary Archaeology. Second Edition, revised & greatly enlarged.

*Budge, Sir E. A. Wallis: Babylonian Life and History. Second Edition. Rewritten throughout and englarged.

Burckhardt, C. J.: Kleinasiatische Reise.

Busbek, O. Gh. von: Vier Briefe aus der Türkei. Aus dem Lateinischen übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von W. von den Steinen.

Cacavelas, J., und F. H. Marshall: The siege of Vienna by the Turks in 1683. Translated into Greek from an Italian work published anonymously in the year of the siege by J. Cacavelas. Ed. from an unpubl. manuscript in the British Museum dated Bucharest 1686 with Introduction, Text, English Translation, Notes and Glossary by F. H. Marshall.

Carr, W. E.: Gregory Abu'l Faraj commonly called Bar-Hebraeus, Commentary on the Gospels from the Horreum Mysteriorum translated and edited.

Cassuto, U.: Il significato originario del Cantico dei Cantici. Sonderabdruck aus Giornale della Soc. Asiatica Italiana.

*Chirol, Sir. V.: India. With an Introduction by the Right Hon. H. A. L. Fisher.

Curtius, L.: Die antike Kunst I: Ägypten und Vorderasien.

Dempwolff, O.; Die L-, R- und D-Laute in austronesischen Sprachen. Sonderabdr. aus der Ztschr. für Eingeborenensprachen.

*Drexl, F.: Achmetis Oneirocriticon. Bibliotheca Scriptorum Graecorum et Romanorum.

*Duhm, H.: Der Verkehr Gottes mit den Menschen im Alten Testament.

Dürr, L.: Wollen u Wirken d. alttestamentlichen Propheten.

*Ehelolf, H.: Wettlauf und szenisches Spiel im hethitischen Ritual. Sonderabdr. a. d. Sitzungsberichten der Preuß. Akademie der Wiss.

*Erman, A.: Die ägyptischen Schülerhandschriften. Einzelausgabe aus d. Abhandlungen d. Preuß. Akad. d. Wiss.

Ernst, P.: Tausendundein Tag (Hazar jak Ruz). Orientalische Erzählungen. Ausgewählt und eingeleitet. 2 Bde. Die Übertrag. von Bd. I sind von F. P. Greve, von Bd. II von P. Hansmann.

Francke, A. H.: Geistesleben in Tibet. (Allgemeine Missionsstudien, hrsg. von J. Richter u. M. Schlunk, Heft II).

Frobenius, L.: Dichten und Denken im Sudan. Atlantis. Volksmärchen und Volksdicht. Afrikas Bd. V.

*Frois, P. L.: Die Geschichte Japans (1549—1578). Nach der Handschrift der Ajudabibliothek in Lissabon übers. u. kommentiert von G. Schurhammer u. E. A. Voretzsch. 1. Lief.

*Gaster, M.: The Samaritans, their History, Doctrines and Literature.

*Glasenapp, H. von: Der Jainismus. Eine indische Erlösungsreligion. Nach den Quellen dargestellt.

*De Groot, J. J. M.: Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. II. Teil: Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit. In vollständ. Zusammenfassg. übersetzt u. erläutert. Mit Unterstützung durch die Preuß. Akademie der Wiss. a. d. Nachl. des Verf., hrsg. von O. Franke.

*Haas, H.: Bilderatlas zur Religionsgeschichte. In Zusammenarbeit mit H. Bonnet, H. Gressmann, G. Karo, W. Kirfel, B. Landsberger, J. Leipoldt, E. Mogk, A. Rumpf, H. Zimmern u. A. hrsg. 8. Lief.: Die Ainu und ihre Religion von H. Haas.

Haloun, G.: Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt? 1. Teil.

*Herrmann, Ch.: Religion und Kunst im alten Babylon. Eine Einführung in den religiösen Gehalt der babylonisch-assyrischen Kunst.

Hofmayr, W.: Die Schilluk. Geschichte, Religion und Leben eines Niloten-Stammes. Nach P. Banholzers F. S. C. und eigenen Aufzeichnungen dargestellt.

Huart, C.: La Perse Antique et la Civilisation Iranienne.

*Jacob, E.: Die altassyrischen Gesetze und ihr Verhältnis zu den Gesetzen des Pentateuch. Sonderabdr. a. d. Ztschr. für vergleichende Rechtswiss.

Jünger, A.: Kleidung und Umwelt in Afrika. Eine anthropogeographische Studie, zugleich ein Beitrag zur Frage nach den Grundprinzipien der Tracht.

Katara, P.: Finnisch-Deutsches Wörterbuch.

*Kees, H.: Totenglauben und Jenseitsvorstellungen der alten Ägypter. Grundlagen und Entwicklung bis zum Ende des Mittleren Reiches.

Kleintitschen, P. A.: Mythen und Erzählungen eines Melanesierstammes aus Paparatava, Neupommern, Südsee. Gesammelt u. versehen mit Einleit. u. Erklär.

Klötzel, C. Z.: Die Straße der Zehntausend. Mit der Schmude-Expedition nach Persien.

*Kobe, W.: Mahatma Gandhi's Welt- u. Lebensanschauung.

*Kollecker, C. A.: Anhang zum Chinesisch-Deutschen Wörterbuch von Werner Rüdenberg. Enthaltend die 6400 Schriftzeichen mit ihren Aussprache- und Tonbezeichnungen in der Kantoner und Hakka-Mundart.

Kromayer-Veith: Schlachten-Atlas zur Antiken Kriegsgeschichte. 3. Lief.: Röm. Abt. IV. Die Bürgerkriege von Caesar bis Octavian. 4. Lief.: Griech. Abt. I. Von Marathon bis Chaeronea.

Mit einer Beilage der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

J. C. HINRICHS'sche BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

Soeben erscheint:

Die Bewaffnung des altägyptischen Heeres

von Dr. **Walter Wolf**

Unterstützt durch zahlreiche Abbildungen, wird die Entwicklung des ägyptischen Heeres von der Vorzeit bis zum Ende des Neuen Reiches dargestellt. Das Fundament, auf dem sich die Arbeit aufbaut, bilden die zahlreichen in Ägypten gefundenen Waffen, Darstellungen aus Tempeln und Gräbern, sowie Texte, die inhaltlich, paläographisch und lexikographisch Aufschlüsse gewähren. Dieses umfangreiche, in sich sehr verschiedenartige Material wird zu einer Darstellung zusammengefaßt, die ein anschauliches Bild der jeweiligen Bewaffnung des Heeres und der typologischen Entwicklung der einzelnen Waffenformen innerhalb der großen Epochen der ägyptischen Geschichte bietet. Auf diese Weise fällt auch auf einen beträchtlichen Teil des ägyptischen Heerwesens Licht, daneben ist die Entwicklung des Handwerks, insbesondere der Metallkunst, und schließlich die ägyptische Geschichte überhaupt in die Darstellung verflochten.

VII, 108 Seiten mit 71 Abbildungen im Text und 22 Tafeln. Gr. 8°.

Etwa M. 8 —; geb. etwa M. 9 —.

In Kürze erscheint:

Waffen der Völker des Alten Orients

von Priv.-Doz. Dr. **Hans Bonnet**

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, den mannigfachen Entlehnungen und Wechselwirkungen, die der materielle Besitzstand der Kulturvölker des alten Orients in gegenseitigem Verkehr erfahren hat, auf dem Gebiet der Bewaffnung nachzugehen und damit einen Beitrag zu der Geschichte der Beziehungen dieser Völker zueinander zu geben. Zur Lösung dieser Aufgabe werden die verschiedenen im Alten Orient nachweisbaren Arten von Schutz- und Angriffswaffen gesondert behandelt. In vergleichender Darstellung wird die Verwendung und Stellung einer jeden innerhalb der verschiedenen Kulturkreise nachgegangen, wobei besonderer Nachdruck auf die Feststellung der die typologische Entwicklung bedingenden Faktoren gelegt wird. Auf Grund dieser Untersuchung wird dann zu beurteilen versucht, inwieweit jeweilig eine selbständige bodenständige Entwicklung vorliegt, oder eine wechselseitige Berührung und Durchdringung anzunehmen ist.

Etwa 13 Bogen Text mit 11 Tafeln.

Etwa M. 10 —; geb. etwa M. 11.50.

Die Wolf'sche Arbeit befaßt sich mit einem Spezialgebiet, die Bonnet'sche mit dem ganzen Orient. Wolf gibt ein erstes Beispiel in Einzeluntersuchungen, die durch Bonnets Werk gefördert werden.

Vor kurzem erschien:

Beihefte zum „Alten Orient", Heft 6

Dolmen und Mastaba

Der Einfluß des nordafrikanischen Megalithgrabes auf die Entwicklung des ägyptischen Grabbaus

von **Elise Baumgärtel**

Mehr und mehr ist in den letzten Jahren die vorgeschichtliche Forschung mit der Ägyptologie in Verbindung getreten; das Zusammenwirken beider Wissenschaften hat schon viel für die Aufhellung der Kulturanfänge in Ägypten geleistet. Die Arbeit von E. Baumgärtel führt in dieser Richtung einen Schritt weiter, indem sie die ältesten Formen des ägyptischen Grabbaus zu den Typen besonders Nordafrikas in vorgeschichtlicher Zeit in Beziehung setzt uud eine Reihe aufstellt, die von den Dolmen bis zu dem Mastabagrabe führt, d. h. zu der ersten geschichtlichen Grabform Ägyptens. Einzeluntersuchungen solcher Art schaffen die Grundlage, auf der in Zukunft der Historiker wird weiter bauen können.

40 Seiten. Mit 51 Abbildungen, davon 24 auf Tafeln. Gr. 8°. M. 2.70.

Soeben erschien:

Beihefte zum „Alten Orient", Heft 7

Alexander und Aegypten

von Dr. **Victor Ehrenberg**

Inhalt: Das erste Reich / Tyros und Memphis / Alexandrias Ammon / Reichsprovinz / Alexander und Ptolemaios.

Zwischen der Schlacht von Issos und dem Zuge ins innere Asien war Alexander der Große einen Winter lang in Ägypten. Dieser Aufenthalt wird in der vorliegenden Schrift als ein wahrhaft welthistorisches Ereignis erwiesen, das Form und Idee des Alexanderreiches entscheidend bestimmt hat und damit für das Phänomen des „Hellenismus" von schlechthin grundlegender Bedeutung geworden ist.

60 Seiten. Gr. 8°.

M. 2 —.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

OTTO HARRASSOWITZ, VERLAG, LEIPZIG

Folgendes im Verlag der **Orient-Buchhandlung Heinz Laifaire, Hannover** begonnene Werk ging in meinen Verlag über und wird von mir fortgeführt:

DAS ALTINDISCHE BUCH VOM WELT- UND STAATSLEBEN

DAS ARTHAÇASTRA DES KAUTILYA

Aus dem Sanskrit übersetzt, erläutert und mit einer Einleitung versehen von

JOHANN JAKOB MEYER

Lieferung 3 gelangte soeben zur Ausgabe

Subskriptionspreis pro Lieferung (11 Bogen 4°) 12.— M.

Der Bezug der erschienenen Lieferungen verpflichtet zur Abnahme des ganzen Werkes von 5—6 Lieferungen.

Das Arthaçastra des Kautilya, das altberühmte Lehrbuch der Staatsweisheit, ist
„wohl das wertvollste Werk auf dem ganzen Gebiete der Sanskritliteratur" (Jolly)
„ein einzigartiges Werk, das auf die Kulturverhältnisse und das wirkliche Leben im alten Indien mehr Licht wirft als irgendein anderes Werk der indischen Literatur". (Winternitz, Gesch. d. ind. Lit.)

Durch die vorliegende Übersetzung wird die Bedeutung des ganzen Werkes als
Kulturgeschichtliches Quellenwerk I. Ranges
in vollem Umfange erschlossen, umsomehr als von dem Herausgeber über alle textkritischen, inhaltlichen, geschichtlichen, kulturellen und religiösen Fragen eine erschöpfende Kommentierung beigegeben wird, die selbst etwa $^1/_3$ des Gesamtumfanges des ganzen Werkes umfassen wird. Sie unterscheidet sich hierdurch ganz wesentlich von der bereits vorliegenden englischen Übersetzung (Mysore 1923) und wird durch die Qualität der Übersetzung selbst, wie durch den reichen wissenschaftlichen Apparat unzweifelhaft **die Übersetzung des Kautilya** κατ' ἐξοχήν bilden.

Wörterbuch der ägyptischen Sprache

Im Auftrage der deutschen Akademien

herausgegeben von

ADOLF ERMAN und **HERMANN GRAPOW**

Dies Werk, das vor 28 Jahren von den deutschen Akademien ins Leben gerufen wurde, ist jetzt durch die gemeinsame Arbeit zahlreicher Fachgelehrter, nicht nur Europas, vollendet. Es umfaßt den gesamten Wortschatz der ägyptischen Sprache, einen Wortschatz, von dessen Reichtum die bisherigen Wörterbücher keinen Begriff geben konnten. Es gibt ihn kritisch gesichtet und es hält zum ersten Male die Wörter, Bedeutungen und Schreibungen der verschiedenen Zeiten auseinander, und das ist ja bei einem ägyptischen Wörterbuche um so nötiger, als dieses nicht weniger als drei Jahrtausende der Sprache zu behandeln hat.

Das Wörterbuch ist wie das vergriffene „Ägypt. Handwörterbuch" angelegt: jede Seite zerfällt in drei Spalten, die linke gibt das hieroglyphische Wort und seine Lesung an, die mittlere seine Bedeutung und Konstruktion, die rechte seine verschiedenen Schreibungen.

Das ganze Werk zerlegt sich in drei Teile. Der Hauptband enthält in Autographie das eigentliche Wörterbuch und der Nebenband in Typendruck hergestellt, die „Belegstellen", d. h. die nötigen Zitate und das deutsche Wörterverzeichnis.

Der Hauptband wird insgesamt etwa 1500—2000 Seiten umfassen und in Lieferungen von je etwa 250 Seiten ausgegeben werden, deren letzte etwa Januar 1927 vorliegen soll. Jeder Lieferung des Hauptbandes werden möglichst die dazugehörenden Bogen des Nebenbandes beiliegen.

Preis einer Lieferung etwa M. 17.50.

Bezug der ersten Lieferung verpflichtet zur Abnahme sämtlicher Lieferungen. Probeheft steht zur Verfügung.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

Buchdruckerei für fremde Sprachen Max Schmersow, Kirchhain N.-L.